

148. Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Der Gegenstandsbereich
2. Zur Geschichtlichkeit von Umgangssprache
3. Erscheinungsformen und territoriale Gültigkeit
4. Der gesellschaftliche Gebrauch
5. Literatur (in Auswahl)

1. Der Gegenstandsbereich

Im gesamten deutschen Sprachgebiet sind in der mündlichen Kommunikation durch vielfältigen Gebrauch sanktionierte Sprachverwendungsmuster üblich, die weder der gesprochenen Standardsprache noch den lokalen Basisdialekten zugerechnet werden können, aber Elemente aus beiden Varietätentypen enthalten. Sofern es sich dabei nicht um gruppengebundene Sondersprachen oder berufsbezogene Fachsprachen handelt, bilden sie neben Standard und Dialekt einen dritten Varietätentyp, für den sich seit dem Ende des 19. Jhs. (Henne 1988) in der Sprachwissenschaft der Terminus *Umgangssprache* durchgesetzt hat. Umgangssprachen sind, da sie durch eine jeweils spezifische Übereinstimmung mit basisdialektalen Merkmalen charakterisiert werden, primär diatopische Varietäten, die jedoch im Zuge der Umstrukturierung von einem System räumlich gebundener zu einem System situativ und sozial gebundener Kommunikationsmittel (Mattheier 1973, 356) häufig zusätzliche Funktionen übernommen haben, die den raumgebundenen Aspekt überlagern können.

Seit ihrer ersten zusammenfassenden Behandlung durch Henzen (1938, 21 ff., 182 ff.) gilt Umgangssprache als komplexer Varietätentyp, dessen Abgrenzung und Beschreibung wesentlich schwieriger als bei Standard und Dialekt erscheinen. In neuerer Zeit hat eine Reihe von theoretischen Auseinandersetzungen mit umgangssprachlichen Varietäten (Bellmann 1983, 1985; Munske 1983; Steger 1984; Jakob 1985; Schönfeld 1985; Auer 1990; Macha 1991; Steiner 1994) erheblich zur begrifflichen Durchdringung des Gegenstandsbereiches beigetragen und eine weitgehende Klärung der vier Hauptprobleme dieses Varietätentyps ermöglicht, nämlich 1. der Abgrenzung von den beiden anderen Varietätentypen, 2. der diatopisch unterschiedlichen Stellung im Varietätensystem, 3. der Variabilität und Heterogenität der Merkmale, 4. der terminologischen Unstimmigkeiten.

1.1. Die Abgrenzung von Dialekt und Standard

Die allgemein akzeptierte Auffassung, daß Umgangssprachen auf der Varietätenskala das Mittelfeld zwischen den Extrempolen Basisdialekt und Standard einnehmen, ist für eine praktikable Gegenstandsbestimmung weiter zu präzisieren. Versteht man unter Basisdialekt die standardfernste an einem Ort gesprochene Dialektschicht, so ergibt sich einerseits die Schwierigkeit, daß in vielen Dörfern und Städten Mittel- und Norddeutschlands keine Dialekte mehr greifbar sind und auch in den Städten anderer Regionen die jeweils standardfernsten Sprachebenen wechselnde Bezugspunkte für die Umgangssprache darstellen würden. Aus diesen Gründen ist von einem idealisierten Basisdialekt auszugehen, wie er in der älteren Dialektologie durch die Beschränkung auf die ältere ortsansässige Dorfbevölkerung beschrieben wurde (dazu Ruoff 1973, 47 ff.; Goossens 1977, 18 ff.; Jakob 1985, 7 ff.). Überall dort, wo diesen Basisdialekten keine gesprochene Realität mehr zukommt, ist auf die dialektologischen Aufnahmen der nächstgelegenen Ortsmundarten zurückzugreifen. Diesem Bezugspunkt entsprechend sind alle regionalen Varietäten oberhalb der Basisdialekte, also Halbmundarten, Stadtdialekte, Verkehrsmundarten, Regionalsprachen usw. dem Varietätentyp Umgangssprache zuzurechnen.

Als oberer Abgrenzungspunkt ist die Orthoepie als idealisierte Standardaussprache ungeeignet, da dann wegen der im Dt. üblichen landschaftlich gefärbten Artikulation und Prosodie fast der gesamte Bereich der mündlichen Standardverwendung zur Umgangssprache gehören würde. Daher sind mit Steger (1984) derartige regionale Aussprachevarianten zur gesprochenen Standardsprache zu rechnen, wobei als Bezugspunkt die von König (1989) beschriebene Schicht der regional gefärbten Leseaussprache gewählt wird. Die unterhalb dieser Ebene und oberhalb der Basisdialekte liegenden habitualisierten Sprachverwendungsmuster werden modellhaft als autonomes pragmalinguistisches System aufgefaßt, das über eine eigene Norm verfügt und in sich trägerspezifisch, situativ und funktional gegliedert ist und in dieser Weise einem Diasystem entspricht (Reichmann 1983, 7).

1.2. Die Stellung im Varietätensystem

Die Rolle der Umgangssprache für eine Sprechergemeinschaft definiert sich wesentlich aus der Verteilung der Gesamtkommunikation auf die drei Varietätentypen, d. h. aus dem komplementären Verhältnis zu Basisdialekt und Standard. Da diese Relation im dt. Sprachraum starke diatopische Ausprägungsunterschiede aufweist, hat man mindestens von drei Konstellationen auszugehen. Bei der Varietätenkonstellation I, die vor allem in nrddt. und md. Städten, aber auch in großen Landstrichen Südniedersachsens, Nordrhein-Westfalens, Brandenburgs und Ostmitteldeutschlands Gültigkeit hat, nimmt der Standard in der mündlichen Kommunikation die dominante Stellung ein, während die Basisdialekte keinen nennenswerten Anteil mehr an ihr haben. Die Umgangssprachen weisen hier eine ähnliche soziale Verteilung wie die ags. Substandards auf, zeigen eine deutliche situative Gebundenheit und werden in verschiedenen pragmatistischen Funktionen verwendet.

In der Varietätenkonstellation II, deren Verbreitungsschwerpunkt vor allem in Westmittel- und Süddeutschland sowie in Österreich liegt, sind die Basisdialekte im alltäglichen Gebrauch geblieben, während gleichzeitig dem gesprochenen Standard ein wichtiger Anteil an der formellen Kommunikation zukommt. Die Umgangssprachen sind hier das Medium der gehobenen und überörtlichen Kommunikation und besitzen ein spezielles Sozialprestige, dementsprechend standardsprachliche Ausdrucksformen als zu hoch, mundartliche dagegen als zu tief eingestuft werden. Bei der Varietätenkonstellation III, die für das Gebiet der deutschsprachigen Schweiz gilt, kommt dem gesprochenen Standard nur eine unbedeutende Position zu, da die oberhalb der Basisdialekte verwendeten regionalen und landschaftlichen Ausgleichssprachen in fast allen institutionellen und kulturellen Funktionsbereichen Verwendung finden und sich dementsprechend zu mündlichen Kultursprachen entwickelt haben.

Im Zusammenhang mit diesen Konstellationen ist auch eine jeweils spezifische Besetzung der Varietätenskala auf der Achse Standard-Basisdialekt zu sehen. Bei der Konstellation I grenzen Standard und Umgangssprache ohne Trennungslinie aneinander, während zu den Dialekten ein deutlicher Abstand besteht, für die Konstellation II ist eine relativ kontinuierliche Belegung der Varietäten-

skala charakteristisch, während bei der Konstellation III die Basisdialekte zwar bruchlos in die Umgangssprachen übergehen, aber im oberen Teil der Varietätenskala eine große Distanz zum gesprochenen Standard zu überbrücken ist.

Da Umgangssprache nirgends als einschichtiges homogenes System auftritt, sondern immer verschiedene Abstufungen erkennen läßt, zeigen sich innerhalb dieser Konstellationen erhebliche regionale Unterschiede. Bei empirischen Untersuchungen wurde teilweise eine Untergliederung in zwei Ebenen beobachtet, teilweise auch in drei, vier oder fünf, die entweder nach der Lage auf der Varietätenskala als dialektnahe, mittlere, standardnahe Ebenen bezeichnet wurden oder nach ihrem Gültigkeitsbereich als regionale, landschaftliche, überlandschaftliche usw. (zusammenfassend Jakob 1985, 19ff.; Schönfeld 1985, 213f.; Wiesinger 1997, 30). Die sehr differenzierten Gliederungssysteme sowie die Beobachtung von fließenden Übergängen zwischen den Ebenen legen zumindest für einige Orte die Annahme eines kontinuierlichen Variationsraumes zwischen Dialekt und Standard nahe (Reiffenstein 1977, 176; Bellmann 1983; Scheuringer 1997). Teilweise mögen die verschiedenartigen Befunde zur Schichtengliederung auf unterschiedliche Fragestellungen und Methoden zurückgehen, häufig reflektieren sie aber auch unterschiedliche Kommunikations- und Bewertungsstrukturen in verschiedenen Orten und Regionen. Eine generelle Entwicklungstendenz von einer gestuften Varietätenskala zu einem Kontinuum erscheint möglich, doch ist eine gleitende Variabilität auf der gesamten Dialekt-Standardskala für die Mehrzahl der Sprecher aufgrund ihrer jeweils begrenzten Kommunikationsanforderungen wenig wahrscheinlich.

1.3. Variabilität und Heterogenität der Merkmale

Umgangssprachen sind im Unterschied zu der aus historischen Regulierungsprozessen hervorgegangenen Standardsprache und den durch normierende Aufnahmeverfahren gewonnenen Basisdialekten durch größeren Variantenreichtum geprägt, so daß sie lange als kaum beschreibbare Mischungs- oder Verfallserscheinungen galten und Interesse an ihrer Erforschung erst entstand, seitdem Variabilität und Heterogenität als natürliche Aggregatzustände von Sprachen verstanden werden. Mit Variabilität ist gemeint, daß für

ein und dasselbe phonologische oder morphologische Element mehrere gleichberechtigte Varianten in wechselnder Häufigkeit Verwendung finden, und zwar beim gleichen Sprecher und auf der gleichen Sprachebene. Unter Heterogenität wird die unterschiedliche Herkunft jener Merkmale verstanden, die die Abgrenzung nach oben gegenüber dem Standard und nach unten gegenüber dem Basisdialekt bewirken (Fleischer 1961, 156ff.).

Im Hinblick auf ihre Herkunft können umgangssprachliche Merkmale im weitesten Sinn aus historischen Kontakten zwischen verschiedenen Varietäten erklärt werden (Munske 1983), wobei zwischen vertikalen (a) und diatopischen Kontakten (b) zu unterscheiden ist. Die meisten vertikalen, d. h. aus dem Kontakt zwischen großräumigeren und den darunterliegenden kleinräumigen Varietäten erklärbaren Merkmale stimmen entweder mit dem Standard oder mit dem Dialekt überein und könnten aus synchronischer Sicht als direkte Übernahmen interpretiert werden (a1). Ein kleinerer Teil (a2) stimmt mit keiner der beiden Bezugsvarietäten überein, ist jedoch im Sinne fossilierter Interferenzerscheinungen teils als Kontrastverschiebung, teils als Hyperkorrektur zu interpretieren (Henn 1978, 142ff.; Mihm 1982; Veith 1983, 86ff.).

Die Bedeutung der durch diatopische Kontakte erklärbaren Merkmale (b) wurde mehrfach an der Ausstrahlung städtischer Substandardmerkmale auf die Umgangssprachen der angrenzenden Regionen verdeutlicht (Debus 1962, 1978; Smolka 1984; Dingeldein 1991; Protze 1994), aber auch am Eindringen dörflicher Dialektmerkmale in die Umgangssprachen der Stadt (Steiner 1994, 143). Daneben wird häufig die Übernahme aus angrenzenden Dialektlandschaften bezeugt, z. B. für die omd. Umgangssprache (Langner 1977, 208f.), für die meckl. (Dost 1975, 119f.), für die mbair. (Scheuringer 1990, 420f.); bei den Schweizer Umgangssprachen scheinen die diatopischen Ausgleichsprozesse die diastratischen sogar zu überwiegen. Auch beim diatopischen Merkmalsaustausch ist wiederum zwischen direkten Übernahmen (b1) und den unter dem Einfluß benachbarter Dialekte entstandenen Kompromißformen und Hyperkorrekturen (b2) zu unterscheiden (Spangenberg 1978; Herrgen 1986, 97ff.).

Als Erklärung für die mit den Dialekten übereinstimmenden Merkmale (a1) wird viel-

fach Schirmunskis Unterscheidung zwischen primären und sekundären Dialektmerkmalen herangezogen, nach der die primären, d. h. die auffälligen, dem Sprecher bewußten Dialektmerkmale durch Standardvarianten ersetzt werden, während die sekundären, dem Sprecher unbewußten in die Umgangssprache aufsteigen. Dieser mehrfach als zirkulär kritisierte, aber auch mehrfach präzisierte und erweiterte Erklärungsansatz (Reiffenstein 1977, 1980; Jakob 1985, 39ff.) kann in diesem Zusammenhang nur einen begrenzten Erklärungswert beanspruchen, weil seine Kategorien keine überregionale Verbindlichkeit besitzen und gelegentlich ein und dasselbe Merkmal in einem Dialektgebiet als primär, im benachbarten als sekundär gelten muß. So wird die Senkung der Kurzvokale vor *r*-Verbindungen [kɛʁʃə, mɛʁb, kɔʁds] 'Kirsche', 'mürbe', 'kurz', die ein gemeinsames Merkmal der sofrk., pfälz. und hess. Mundarten ist, in der Heilbronner Umgangssprache vollständig gemieden und müßte dementsprechend als primär gelten, während sie in der südhess. und ostpfälz. Umgangssprache erhalten blieb und als sekundär zu betrachten wäre (Jakob 1985, 282; Dingeldein 1994, 281).

Die Übernahme dialektaler Merkmale in die Umgangssprache ist daher mit allgemeingültigen linguistischen oder lernpsychologischen Gründen nicht zu erklären, sondern muß auf Bewertungen der jeweiligen Sprechergemeinschaft zurückgeführt werden, die letztlich auf kulturhistorischen Traditionen basieren. Im konkreten Fall ist zu berücksichtigen, daß Heilbronn seit Jahrhunderten im Einfluß schwäbischer Prestigevarietäten liegt, die die Senkung vor *r*-Verbindungen nicht kennen, und man daher von einer negativen Bewertung dieses Merkmals ausgehen kann, während es im Südhessischen, unterstützt durch das Prestige der Frankfurter Stadtsprache, in die höheren Sprachschichten aufsteigen konnte.

Als Kriterium für die Aufnahme eines Dialektmerkmals in die Umgangssprache hat daher die in der regionalen Sprechergemeinschaft bestehende Bewertungshierarchie zu gelten. Dementsprechend ist die Eignung der Merkmale für die verschiedenen Varietäten in einer Weise festgelegt, die man als Konnotation der Varianten modellieren kann (Bierwisch 1978, 85ff.). Über die Entstehungsgeschichte dieser Bewertungshierarchien läßt sich nur in beschränktem Maße Aufschluß gewinnen, ihre Struktur steht jedoch in deut-

licher Analogie zu den Implikationsskalen, die neuerdings für verschiedene Umgangssprachen erarbeitet wurden (Herrmann-Winter 1979, 155 ff.; Scheutz 1985, 253 ff.; Smazal 1986; Schlobinski 1987, 72 ff.; Salewski 1998a, 108 ff.).

Die Konnotiertheit der Varianten ist auch bei den Modellbildungen zu berücksichtigen, die im Sinne der generativen Grammatik die sprachliche Variabilität und die Fähigkeiten eines Sprechers, zwischen mehreren Varietäten zu wählen, rekonstruieren. Hier gingen die anfänglichen Entwürfe häufig von zwei getrennten Kompetenzen für Dialekt und Standard aus, durch deren gleichzeitige Aktivierung Umgangssprache als Code-mixing erzeugt wurde und in diesem Sinne einer Performanzerscheinung glich. Dabei blieb unberücksichtigt, daß jede Umgangssprache nur eine bestimmte Auswahl von Varianten zuläßt und das Wissen über die spezifische Varianteneignung nicht der Performanz zugerechnet werden kann. Neuere Modellierungen, die teils von einer einheitlichen Kompetenz ausgehen, teils von zwei mehrfach miteinander verzahnten (dazu Moosmüller 1987, 36 ff.; Auer 1990, 225 ff., 1995; Martin 1996), haben die Konnotiertheit der Varianten teilweise berücksichtigt und auch die Existenz der Varietätenkonstellation I, bei der keine Dialektkompetenz vorliegt, mit einbezogen. Wichtig erscheint auch, daß neben den mit Standard oder Dialekt übereinstimmenden Merkmalen (a1) auch die fossilisierten Interferenzen (a2) und vor allem die für die Varietätenkonstellation III entscheidenden diatopischen Entlehnungen (b1, b2) in den Modellen Berücksichtigung finden müssen.

1.4. Terminologisches

Das im 18. Jh. entstandene und bereits bei Karl Philipp Moritz 1781 belegte Wort *Umgangssprache* (Schmidt 1987; Henne 1988) ist in seiner kurzen Geschichte fast ebenso vieldeutig geworden wie das Wort *Sprache* selbst, so daß seine unterschiedlichen Bedeutungen und ihre Unvereinbarkeit ausführliche Behandlung erfahren haben (Bichel 1973, 1980, 1988; Radtke 1973; Geyl 1975; Bowers 1982; Menge 1982). Zur Vermeidung dieser Mehrdeutigkeit wurden bereits von der älteren Forschung für den primär diatopisch gegliederten Varietätentyp zwischen Standard und Dialekt verschiedene Neubenennungen wie *Gebiets-*, *Gegend-*, *Landschafts-* und *Regionalsprache* vorgenommen. Neuerdings hat Bellmann (1983) im Hinblick auf die Lage im

Varietätensystem den Terminus *Neuer Substandard* vorgeschlagen, der den Vorzug hat, sich ausschließlich auf die Ausdrucksseite dieser Varietät zu beziehen und damit ein entscheidendes Kriterium der Begriffsbestimmung hervorzuheben. Steger (1984) befürwortet den Terminus *Regiolekt*, Ammon (1992) regt die Bezeichnung *Umgangsvarietät* an, Bücherl (1995, 26) führt die Bezeichnung *Dialekt* für alle regionalen Varietäten unterhalb des Standards ein. Da der Erfolg dieser Vorschläge nicht abzusehen ist und auch neue Termini in kurzer Zeit der Mehrdeutigkeit unterliegen, gibt es gute Gründe dafür, an dem seit 70 Jahren eingeführten Begriff festzuhalten, zumal die Polysemie eines Wortes nichts Irritierendes ist, solange sich die einzelnen Sememe klar voneinander abgrenzen lassen.

Demnach ist der hier verwendete Terminus fernzuhalten von den folgenden vier Bedeutungen:

1. gegenüber einer in Philosophie und Wissenschaftssprache üblichen Verwendung im Sinne von Nicht-Fachsprache oder Nicht-Formalsprache,
2. gegenüber einer älteren sprachwissenschaftlichen Bedeutung im Sinne von spontan gesprochenem oder landschaftlich gefärbtem Hd., die durch den Terminus gesprochene Standardsprache abgedeckt wird (Steger 1984, 267 ff.),
3. gegenüber einer stilistischen Bedeutung im Sinne einer nicht-schriftfähigen lexikalischen Stilschicht in der Nähe von Vulgärsprache oder Slang (Küpper 1955 ff.), wobei die Modelle zur Trennung von stilistischen und umgangssprachlichen Ebenen bei Cordes (1963) und Neubert (1976) nützlich sind,
4. gegenüber einer auf den Verwendungsbereich fixierten Bedeutung im Sinne von Intimsprache, Haussprache oder Alltagssprache, die in gleicher Weise auch auf Dialekt und Standard zutreffen könnte (Vgl. im folgenden 4.2.).

Da Begriffe in Hierarchien und Wechselbeziehungen stehen, bleibt daran zu erinnern, daß das hier abgegrenzte Konzept nahezu identisch mit Bellmanns *Neuem Substandard* ist und die engeren Begriffe wie *Halbmundart*, *Verkehrssprache*, *Halbstandard*, *Regionalsprache*, *Stadtmundart*, *Stadtdialekt*, *städtische Alltagssprache* usw. umfaßt und daß es sich mit den Begriffen *Stadtsprache* bzw. *Ortsprache*, sofern sie das gesamte lokale Varietätenspektrum, also auch Standard-, Sonder- und Ausländervarietäten meinen, überschneidet. Unbehindert bleibt dabei die terminologische Freiheit jedes Autors, die es etwa erlaubt, das Berlinische in gleichzeitigen Veröffentlichungen als *Dialekt*, als *Stadtsprache*

und als *Umgangssprache* zu bezeichnen (Rosenberg 1986; Schlobinski 1987; Schönfeld 1988).

2. Zur Geschichtlichkeit von Umgangssprache

2.1. Die bisherigen Deutungen

Für die Entstehung der Umgangssprachen liegen verschiedene Erklärungsansätze vor, von denen hier drei zur Charakterisierung des bisherigen Forschungsstandes genügen sollen. Bellmann (1983, 106ff.) sieht ähnlich wie Keller (1986, 495ff.; Barbour/Stevenson 1998, 55f.) Umgangssprachen im wesentlichen als das Ergebnis der Modernisierungsprozesse des 19. und 20. Jhs. Durch die Ausbreitung des Schulwesens sei zu Beginn des 19. Jhs. bei der bis dahin monoglossischen Landbevölkerung eine Diglossie Ortsmundart-Standard entstanden, die im Kontext der Industrialisierung und Modernisierung eine Annäherung der Basisdialekte an den Standard bewirkt habe, so daß die Umgangssprachen als mittlerer Varietätentyp entstanden seien, was im Hinblick auf die bestehende Varietätenkonstellation eine Entdiglossierung bedeutet habe. Demgegenüber datieren Protze (1969) und Schönfeld (1983) den Entstehungsprozeß der Umgangssprachen ins 17. und 18. Jh. und stellen ihn in den Zusammenhang mit dem Bemühen um eine überregionale, allgemeinverbindliche Schrift- und Hochsprache, in dessen Folge der Gegensatz zwischen Dialekt und Hochsprache bei den mittleren und höheren Bürgerschichten die Ausbildung einer vermittelnden Umgangssprache bewirkt habe. Wiesinger (1985, 1633f.) kann aufgrund verschiedener metasprachlicher Äußerungen die Existenz von gesprochenen Varietäten oberhalb der Dialekte bereits für das 17. Jh. belegen. Ähnlich nimmt Besch (1983, 1401) bereits für diese Zeit eine großregionale Mündlichkeit an. Ausgangspunkt auch dieser Erklärung ist die Entdiglossierung durch Dialektabbau, die allerdings zwei Jahrhunderte früher angesetzt wird.

Da der erste Ansatz von der Landbevölkerung ausgeht, der zweite dagegen von den Stadtbürgern, liegt die Vermutung nahe, daß es sich hierbei um zwei Phasen eines langen Prozesses handeln könnte, denen noch weitere Entwicklungsstufen vorangegangen sind. Dafür spricht, daß monoglossische Sprachverhältnisse, wie sie im ersten Ansatz für das

18. Jh., im zweiten für das 16. Jh. modellhaft angenommen werden, aufgrund kulturhistorischer Vergleiche in entwickelten Gesellschaften als seltene Ausnahme gelten müssen (Gumperz 1971, 105ff.) und daß Mehrschichtigkeit der gesprochenen Sprache bereits für das 16. Jh., also vor den Anfängen einer überregionalen Hochsprache, sicher bezeugt ist. So unterscheidet bereits 1603 Conradus Agyrta, der Überarbeiter des Lalebuchs, klar zwischen diatopischen und diastratischen Varietäten, nämlich einerseits *Sächsisch*, *Hessisch*, *Meißnisch*, *Düringisch*, *Wedderawisch*, *Westerwäldisch*, andererseits *Hochdeutsch*, *Schlechtdeutsch*, *Bürgerisch*, *Bäwrisch* (von Bahder 1914, 156f.).

Die Ausprägung von vier mündlichen Sprachschichten, deren Bezeichnungen im unteren Bereich der Ständegliederung entstammen, im oberen offensichtlich der rhetorischen Stillehre, kann nicht erst unter dem Einfluß der lutherischen Schriftsprache entstanden sein, sondern stammt aus älterer Tradition. Frings (1944, 72) nahm bereits für das Mittelalter eine gehobene Sprachschicht oberhalb der Basisdialekte für den mündlichen Vortrag des Rechts und für die orale Poesie an und zusätzlich eine „Herrensprache“ der höheren Gesellschaftsschichten, wie sie für das bairische Sprachgebiet in Ansätzen rekonstruiert wurde (Wiesinger 1980a).

Setzt man die Existenz von lokalen und regionalen Hochsprachen bereits für das Mittelalter voraus, dann können sich die neueren, raumübergreifenden Hochsprachen nur durch Übersichtung der älteren ausgebreitet haben. Mittlere Varietäten wären demnach typologisch als die Hochsprachen der vorangehenden Epoche anzusehen, die von neuen Prestigevarietäten überschichtet wurden und die ihrer sprachlichen Substanz nach nicht das Ergebnis einer unvollkommenen Anpassung der Basisdialekte an die Hochsprache darstellten, sondern frühere regionale Hochsprachen. Diesen Erklärungsansatz verwendet von Polenz (1954, 101f.) für die Umgangssprache in Obersachsen, wo noch im 19. Jh. oberhalb der Basisdialekte eine regionale Prestigesprache belegt ist, die in den oberen Berufs- und Gesellschaftsgruppen verbreitet war und oft als „sächsische Staatsprache“ bezeichnet wurde. Erst dadurch, daß gegen Ende des 19. Jhs. in dieser Region der gesprochene Standard als vorbildlich akzeptiert wurde, sei die ältere Hochsprache in die nächsttiefere funktionelle Schicht gesunken und zu einer Umgangssprache im Sinne einer mittleren Varietät geworden.

2.2. Versuch einer Synthese

Bei der Diskussion der Entstehungsgeschichte können externe gesellschaftliche Veränderungen wie Großstadtentwicklung, Industrialisierung usw. nur mit Vorsicht in direkte Kausalbeziehungen zum Sprachwandel gesetzt werden, da gerade die Entwicklung des Dialektabbaus zeigt, daß sich die überall gleichen realhistorischen Innovationen in sehr verschiedener Weise auf die Sprachverhältnisse auswirken. Zwischen den Fakten der äußeren Geschichte und den beobachtbaren Sprachveränderungen ist daher eine mittlere kommunikationsgeschichtliche Ebene zu berücksichtigen, auf der Adaptionen- und Dispersionsprozesse einer eigenen Dynamik folgen. Unter einer derartigen Perspektive stimmen die verschiedenen Entstehungshypothesen darin überein, daß ihnen drei kommunikationsgeschichtliche Vorgangstypen zugrunde liegen.

A) Formationsprozesse zur Herausbildung gehobener Varietäten oberhalb der Basisdialekte. Triebkräfte dafür sind funktionale Sprachdifferenzierungen, da bestimmte Sprechhandlungen in einer Gesellschaft meist nur von ausgewählten Sprechern ausgeführt werden (Nabrings 1981, 99), aber auch soziale Segregationstendenzen.

B) Aufwärts gerichtete Annäherungsprozesse der unteren Varietäten an Prestigevarietäten. Hier ist zu unterscheiden zwischen Entlehnungen aus einer Prestigevarietät, die der Aufwertung der Basisvarietät dienen, und Versuchen zum vollständigen Übergang in die Prestigevarietät.

C) Diatopische Austauschprozesse. Hier sind ebenfalls zwei Typen zu unterscheiden.

1. Überschiebungprozesse durch externe Prestigevarietäten. Sie werden meist dadurch ausgelöst, daß heterozentrierte Eliten zu den Varietäten anderer Regionen überwechseln, so daß die bisherigen Hochsprachen zu mittleren Varietäten herabgedrückt werden.

2. Entlehnungen aus externen Varietäten zur Aufwertung der eigenen.

Die Entstehungsgeschichte der heutigen Umgangssprachen läßt sich auf der Basis der überlieferten historischen Zeugnisse mit der kontinuierlichen Wirksamkeit der Prozesse A und B und dem zweimaligen Ablauf eines Überschiebungsvorgangs von Typ C 1 darstellen. Bereits seit dem 16. Jh. wird belegt, daß das gesprochene Hd. für den nd. Raum einen Prestigecharakter gewann, der sich auf die Schreibsprache ausdehnte (Josten 1976, 22ff.) und in allen germanischsprachigen Gebieten des Kontinents mit Ausnahme der beiden Niederlande diatopische Austauschprozesse auslöste, die landschaftsbezogen unter-

schiedlich abliefen. Nördlich der Benrather Linie ging das gehobene Bürgertum im Sinne eines Überschiebungsvorgangs (C 1) teils zu einem gesprochenen Meißnisch über (Lasch 1910, 173), teils zu wmd. Varietäten (Mihm 1999, 72), wodurch sich in den einzelnen Regionen unter dem Einfluß der Basisdialekte hd. geprägte Hochsprachen mit unterschiedlichem nd. Substrat herausbildeten, die die sprachliche Grundlage der späteren Umgangssprachen darstellen. Im westlichen und südlichen Sprachraum führte das neue Sprachvorbild durch Entlehnungen aus der meißnischen Prestigevarietät nach dem Vorgangstyp C 2 zu einer Varietätenannäherung in der gesprochenen Sprache. Die so entstandenen regionalen Hochsprachen des Nordens und des Südens können noch nicht als Umgangssprachen im hier definierten Sinn gelten, da noch keine Überdachung durch einen gesprochenen Standard existierte.

Der zweite Überschiebungsprozeß vom Typ C 1 wurde im 19. Jh. dadurch eingeleitet, daß das gehobene Bürgertum Nord- und Mitteldeutschlands eine schriftnähere Aussprache des Dt. übernahm, die sich bei den Gebildeten der ofäl. Städte ausgebildet hatte. Fontane berichtet, daß in Berlin noch am Anfang des 19. Jhs. für die mündliche Kommunikation aller Schichten „die Berliner Aussprache“ verwendet wurde, „bei Hofe gerade so gut wie draußen bei Liesens oder auf dem Wollankschen Weinberg. Das Jahr 30, vielleicht das ganze Jahrzehnt von 30 bis 40 war der Höhepunkt dieser eigenartigen Erscheinung.“ (Kettmann 1980, 24). Nach 1840 begann demnach, wie auch andere Quellen bezeugen, die heute als gesprochene Standardsprache bezeichnete Varietät am Hof und im gehobenen Bürgertum die alte regionale Hochsprache Berlins zu ersetzen, was nicht zuletzt auf die intensiven aufklärerischen Sprachpflegebemühungen zurückgehen wird, die seit der Jahrhundertwende an Einfluß gewannen (Schmidt 1987; 1992; 1995). In anderen Regionen setzte sich diese Überschiebung erst später durch; das Nordthür. erreichte sie erst nach 1874, das rheinische Duisburg nach 1893 (Kettmann 1980, 24; Mihm 1998). Da die Träger der neuen gesprochenen Standardsprache den höheren Berufs- und Bildungsschichten in den Städten angehörten, konnte sie die Attraktivität einer allgemeinen Prestigevarietät erlangen und sich bis zur Mitte des 20. Jhs. auch im ländlichen Raum durchsetzen, in der Schweiz aller-

dings nur bei einer schmalen Bevölkerungsschicht.

Die durch die Standardüberschichtung entstandenen heutigen Umgangssprachen waren ihrer Substanz nach zunächst weitgehend identisch mit den regionalen Hochsprachen der vorangegangenen Zeit, so daß die alten Sprachwertsysteme bei veränderten Trägerschichten und Verwendungsbereichen fortlebten und ihre Attraktivität für die Sprecher der Basisdialekte behielten.

3. Erscheinungsformen und territoriale Gültigkeit

Die Beschreibung umgangssprachlicher Gliederungen und Wandlungen hat bei den Merkmalen der linguistischen Beschreibungsebenen anzusetzen und ist daher vom Stand ihrer Erforschung abhängig. Die lexikalische Ebene ist durch Dokumentationen und Atlanten relativ gut aufgearbeitet (Kretschmer 1918; Eichhoff 1977ff.; Frieberthäuser/Dingeldein 1988; Dingeldein 1991; Protze 1994, 1997), so daß großräumige Gliederungen und Interpretationen möglich werden (Munske 1983; Eichhoff 1997). Weit weniger ist über die umgangssprachliche Syntax bekannt, die, von Einzelstudien abgesehen (Baumgärtner 1959; Zimmermann 1965), fast nur zusammen mit der Dialektsyntax in den Blick genommen wurde (Veith 1978; Henn 1983; Henn-Memmesheimer 1986, 1989; Abraham 1993), ähnliches gilt für die morphologische Ebene (Veith 1977; Besch/Knoop/Putschke/Wiegand 1983, 1170ff.). Da die Merkmale dieser Ebenen relativ großräumig verteilt sind, verdienen die Elemente der phonischen Ebene wegen ihres begrenzten Gültigkeitsbereichs bei der Beschreibung und Gliederung umgangssprachlicher Erscheinungsformen den Vorzug. Sie sind auch einer präzisen Erfassung leichter zugänglich als die ebenfalls sehr informationsreichen prosodischen Merkmale (Heike 1969; Schmidt 1986, 9ff.) und werden daher den folgenden Charakterisierungen hauptsächlich zugrunde gelegt.

3.1. Norddeutsche Umgangssprachen

Im Sprachraum nördlich der Lautverschiebungslinie kann ein relativ großer Bevölkerungsteil als Standardsprecher in dem Sinne gelten, daß er in informellen Situationen zwar in eine andere Stillage wechselt, aber dabei kaum regionalsprachliche Merkmale ver-

wendet. Auch sind dort die Umgangssprachen merkmalsärmer und standardnäher als die Mehrzahl der md. und obd., so daß sogar erwogen wurde, sie als regionale Färbungen des Standards zu betrachten (Kettner 1988). Demgegenüber ist jedoch zu berücksichtigen, daß gerade geringe sprachliche Differenzen eine große funktionale Auslastung tragen können und die eindeutig soziale, situative und kommunikative Verteilung regionalsprachlicher Merkmale sich nicht im Sinne einer Standardfärbung interpretieren läßt.

Einige phonische Merkmale treten in allen nrddt. Umgangssprachen auf und werden daher bei den einzelnen Beschreibungen nicht mehr erwähnt. Hierhin gehören:

die geschlossene Aussprache des *â*-Umlauts [me:tçən] 'Mädchen', die späte und geringe Steigung der Diphthonge [ka:ən, ha:əs, lo:etə] 'kein', 'Haus', 'Leute', die Beibehaltung alter Kürzen in Einsilbern [tsox, grɔp, rat] 'Zug', 'grob', 'Rad', die Spirantisierung des *g* im freien und gedeckten Auslaut [max, fli:çt] 'mag', 'fliegt', Spirans statt labialer Afrikata im Anlaut [fɔstən] 'Pfosten', Gutturalnasal auslautend mit Verschuß [dɪŋk] 'Ding' und Konsonantenschwund im Auslaut [zin, dɔ, ma] 'sind', 'doch', 'mal'.

Eine raumübergreifende Charakterisierung bietet im Hinblick auf die phonischen Standarddifferenzen Lauf (1996), im Hinblick auf die lexikalischen Standarddifferenzen Müller (1980).

Die **Berlinische Umgangssprache** wurde neuerdings unter sprachdidaktischer (Rosenberg 1986), soziolinguistischer (Schlobinski 1987) und soziopragmatischer (Schönfeld 1989) Fragestellung untersucht und dabei auch im Hinblick auf ihre sprachlichen Kennzeichen beschrieben (zusammenfassend Schönfeld 1992, 231ff.). Charakteristisch sind vor allem zehn phonische Merkmale, von denen vier ausschließlich an frequente Lexeme gebunden auftreten:

unverschobenes *k* in [ɪk, bɪskən] 'ich', 'bißchen', unverschobenes *t* in [dɛt, vat, ɛt] 'das', 'was', 'es', nicht diphthongiertes *û* in [ʊf, drʊf] 'auf', 'darauf', nicht diphthongiertes *i* in [rɪn] 'herein'. Sechs Merkmale können als phonische Regeln gelten: die Entsprechungen von mhd. *ei* und *ou* werden monophthongisch wiedergegeben [ke:n, bo:m] 'kein', 'Baum', vor *r*-Verbindungen und [ʃ] wird *i* gerundet [byʁnə, fyʃ] 'Birne', 'Fisch', in Geminatenposition bleibt *p* unverschoben [kɔp, apəl], und im An- und Inlaut wird *g* spirantisiert [je:çənt] 'Gegend'.

Diese Merkmale wurden bereits sämtlich vor über 200 Jahren von dem Dichter und Pädagogen Karl Philipp Moritz in einem Wör-

terverzeichnis zur Verbesserung der „fehlerhaften“ Berliner Aussprache beschrieben (Lasch 1927, 121 ff.; Schmidt 1992, 165 ff.), was die erstaunliche diachronische Konstanz dieser Varietät belegt. Die tiefgreifenden Veränderungen der städtischen Sozialstruktur während des 19. Jhs., insbesondere die Entwicklung zum Industriezentrum und zur Reichshauptstadt sowie die Verzwanzigfachung der Bevölkerung führten zwar zu einer geringen Reduktion der Merkmale, gleichzeitig aber zu einer Profilierung ihrer Verwendung, so daß die Standardannäherung insgesamt gering blieb. Bemerkenswert erscheint auch, daß bisher für die Entstehung dieser historischen Variantenkombination weder von dialektologischer noch von lernpsychologischer oder kontaktlinguistischer Seite eine befriedigende Erklärung gefunden wurde. Aus diesem Grunde kann trotz des Widerspruchs von Teuchert (1929, 295 ff.) und Schirmunski (1962, 617) die These Laschs (1927, 72 ff., 104 f., 134 f.) keineswegs als überholt gelten, daß nach der meißnischen Überschiebung im 16. Jh. zu späterer Zeit Entlehnungen aus der brandenburgischen Grundschrift stattgefunden haben, wie sie wegen ihres „heimlichen Prestiges“ häufig zur Abgrenzung nach oben verwendet werden (Trudgill 1983, 172 ff.; Mihm 1985, 186 ff.; 1990, 56 ff.).

Dynamischere Veränderungen lassen sich bei der Lexik erkennen, die nur zum Teil bis ins 19. Jh. und noch weiter zurückgeht (Wiese 1992). Bemerkenswert ist hier das schnelle Veralten vieler Wörter, besonders der hyperbolischen oder saloppen Neubildungen (Schönfeld 1997), und eine stetige Neuschöpfung, die durch spielerische Verballhornungen und Wortkreuzungen der Standardlexik oder affektgeladene, superlativische, oft aggressive Neologismen (Grober-Glück 1975; Dittmar/Schlobinski 1988, 64 ff.) eine standarddivergente Grundhaltung erkennen lassen, die auch als Erklärung für die bemerkenswerte Dauerhaftigkeit der phonischen Erscheinungsformen in Frage kommt.

Die territoriale Gültigkeit des Berlinischen hat sich seit dem 19. Jh., bis zu dem es auf die ummauerte Stadt begrenzt war, erheblich erweitert. Noch 1880 wurden in den 54 Dörfern des heutigen Stadtgebietes die Wenkerbögen überwiegend in brandenburgischem Dialekt ausgefüllt (Schönfeld 1992, 268 f.). Die Ausstrahlung auf die brandenburgischen Städte wird jedoch schon beträchtlich gewesen sein, denn seit Beginn des 20. Jhs. breitete

sich das Berlinische fast flächendeckend in Brandenburg aus (Bretschneider 1973), so daß die Bezeichnung *Berlin-Brandenburgische Umgangssprache* üblich wurde. Ausstrahlungen darüber hinaus werden durch die Übernahme der Leitformen *ik*, *det*, *wat* im Elbe-Elster-Gebiet (Langner 1977, 208) und im Kreis Greifswald (Herrmann-Winter 1979, 152) bezeugt und die Ausbreitung der Berliner Lexik über den gesamten Raum zwischen Harz und Oder (Protze 1994), teilweise bis in den süddeutschen Raum (Grober-Glück 1975).

Die Wandlungen des Berlinischen während der politischen Teilung betreffen nach den bisherigen Untersuchungen (Schlobinski 1987; Schönfeld 1997) eine situative Gebrauchseinschränkung und eine Abstufung der Merkmalsfrequenz im Westteil, aber keine Einschränkung der Gültigkeit des traditionellen Merkmalsbestandes. Nach der Wiedervereinigung kam es im Ostteil möglicherweise als Identitäts- oder Abgrenzungsphänomen zu einem von Westberlinern teilweise als unangenehm empfundenen Gebrauchsanstieg, doch ist langfristig die Ausbreitung der im Westteil bevorzugten situationsspezifischen Verwendungsweise auf die gesamte Stadt zu erwarten. Daß das Berlinische insgesamt eine ungebrochene Attraktivität besitzt, bezeugt das Verhalten zugezogener Jugendlicher, die sich bereits nach einem halben Jahr seine wichtigsten Lautvarianten aneignen (Schönfeld 1994).

Die **Umgangssprache des Ruhrgebiets**, die sich am Südwestrand des nd. Sprachgebietes im Zuge der Industrialisierung herausgebildet hatte, fand zunächst vor dem Hintergrund sprachpflegerischer und volkscundlicher Besorgnisse (Oesterlink 1938; Himmelreich 1939; Sluyterman 1958), später unter soziolinguistischem Aspekt (Glück 1976; Steinig 1976) und erst danach als regionalsprachliche Varietät Beachtung (Menge 1977; Mihm 1979, 1985; Harden 1981). Von den dabei beobachteten über 40 sprachlichen Kennzeichen (zusammenfassend Mihm 1995, 17 f.) sind für die phonische Erscheinungsform vor allem die folgenden charakteristisch:

unverschobene Verschußlaute lexemgebunden bei [dat, vat, et, alət] ‘das’, ‘was’, ‘es’, ‘alles’, beim Diminutiv [biskən, ftykskən] ‘bißchen’, ‘Stückchen’ und bei alter *p*-Geminat [kɔp, hypən] ‘Kopf’, ‘hüpfen’; inlautende *g*-Spirantisierung [kri:ɣən, sayɣ] ‘kriegen’, ‘sag ich’; *r*-Vokalisierung bzw. -Tilgung nach gedehntem Kurzvokal in geschlossener Silbe [ki:rəçə, mœ:rəðə, va:mən] ‘Kirche’, ‘Mörder’, ‘warnen’; Kontraktion enklitischer Pronomina un-

ter Tilgung der Verschußlaute [hasə, vənə] 'hast du', 'wenn du'; Senkung der mittleren Langvokale vor *r* [lɛ:ʀə, hœ:ʀə, bœ:ʀə] 'Lehrer', 'Hörer', 'Bohrer'; Dehnung und Hebung der oberen Kurzvokale vor speziellen Konsonantenverbindungen [bi:ʀənə, vi:ntə, fy:ʀst, gy:ntə, du:ʀst, hu:ndət] 'Birne', 'Winter', 'Fürst', 'Günter', 'Durst', 'hundert'.

Fast alle diese Merkmale lassen sich auch für die heute in den Städten nicht mehr verwendeten westf. und nrhein. Basisdialekte nachweisen (Salewski 1998, 26ff.) und waren bereits, wie aus den seit 1893 aufgezeichneten Beobachtungen des Duisburger Lehrers Meyer-Markau und älteren Quellen hervorgeht, für die Honoratiorensprachen nrhein. und westf. Städte des 18. Jhs. charakteristisch (Mihm 1998). Das Ruhrdeutsch geht daher ähnlich wie das Berlinische auf eine regionale Hochsprache zurück, die während der Industrialisierung als Orientierungspunkt für die ländlichen Zuwanderer der Umgebung wurde, aber auch für die etwa 500.000 Arbeitsimmigranten polnischer oder masurischer Muttersprache, die sich vor 1914 ansiedelten, jedoch fast keine sprachlichen Spuren hinterließen (Menge 1979, 1991; Mihm 1982). Die in der Einwanderungszeit popularisierte Varietät wurde in der Folgezeit sozial und situativ eingeschränkt und trägt heute sozialsymbolische, identifikatorische und kommunikative Funktionen (Thies 1985; Mihm 1985). Ihr Gebrauch wird, wie Scholten (1988) nachweisen konnte, hauptsächlich nicht über das Elternhaus, sondern durch peer-groups während der Schulzeit vermittelt. Aus der Beobachtung, daß ältere Sprecher ein wesentlich merkmalsreicheres Ruhrdeutsch verwenden als jüngere, folgert Volmert (1995) eine Stereotypisierung während der letzten 50 Jahre.

Die territoriale Gültigkeit des Ruhrdeutschen ist durch Differenzierung nach innen und fließende Grenzen nach außen gekennzeichnet. Entsprechend der teils südwestf., teils nrhein. dialektalen Grundlage lassen sich noch heute deutlich regionalspezifische Merkmalsverteilungen erkennen (Weigt 1987, 1989; Salewski 1998a, 48ff.). Bei der Abgrenzung nach außen sind die Übergänge zu benachbarten Umgangssprachen meist fließend, jedoch besteht gegenüber den ripuarischen Varietäten im Bereich der Uerdinger Linie eine deutliche Grenze.

Die **westfälische Umgangssprache** stimmt nach der Beschreibung von Lauf (1996) mit dem Ruhrdeutschen in der *r*-Vokalisierung nach Kurzvokalen und der Hebung der oberen Kürzen vor spezifischen Konsonantenverbindungen überein.

Zusätzlich ist sie durch die velare Realisierung des *ç*-Lautes charakterisiert [dœx, mɪlx] 'durch', 'Milch', die für das an- und inlautend spirantisierte *g* verwendet wird [xʊt, xəbraxt, lɑ:xən] 'gut', 'gebracht', 'lagen', die *l*-Velarisierung [ɛʔtən] 'Eltern' und die gelegentliche *a*-Verdampfung [da:mɔlts] 'damals'.

Kenntnisse über die areale Binnengliederung sowie über den Verwendungsbereich innerhalb örtlicher Sprechergemeinschaften liegen bisher nur in Ansätzen vor (Kremer 1983, 81ff.; Menge 1984).

Bei den **ostfälischen Umgangssprachen** sind zwei Typen zu unterscheiden. Die braunschweigisch-hannoveranische ist deutlich durch fossilisierte Dialekt-Standard-Interferenzen geprägt,

nämlich die Restituierung des dialektal geschwundenen *r* in [gaxtən, sɔxtə] 'Garten', 'Sorte', eine zentrale Realisierung des langen *a* in [zæt, vɑ:gən] 'Saat', 'Wagen', die ein dialektales [ɔ:] ersetzt, und die dentale Spirans im Anlaut vor *p* und *t* [spits, staɪn] 'spitz', 'Stein'. Charakteristisch ist außerdem die Senkung des auf Tondehnung zurückgehenden [e:] [lɛ:bm, vɛ:gə] 'Leben', 'Wege' und die weitgehende Monophthongierung [grɑ:s, ba:n] 'Greis', 'Bein', [mɑ:s, bɑ:m] 'Maus', 'Baum'. Während diese Merkmale bis in die 60er Jahre noch bei der städtischen Bildungsschicht beobachtet werden konnten, sind sie heute nur noch in der Mittelschicht bzw. der unteren Mittelschicht anzutreffen (Blume 1987; Stellmacher 1981, 27ff.).

Die magdeburgische Umgangssprache stimmt in Merkmalen wie *keen*, *Boom*, *rin*, *druif*, *Kopp*, *Jejend* mit dem Berlinischen überein, in der Ersetzung der anlautenden Affrikata durch stimmlose Spirans [sæt, su:] 'Zeit', 'zu' und in der Dentalassimilation [hɔnɔɪt] 'hundert' mit den nördlichen Umgangssprachen. Althergebracht ist auch die gerundete Realisierung vor *l* [ælvə] 'elf', während *ik*, *dat*, *wat* bei Jugendlichen auf den Einfluß Berlins in den letzten Jahrzehnten zurückgeht. Da die noch 1940 belegten entrundeten Umlaute und das anlautende *d* für *t* heute nicht mehr feststellbar sind, hat man mit einer diachronischen Merkmalsreduktion zu rechnen (Schönfeld 1989, 75ff.). Die Attraktivität dieser Varietät für die umliegenden Städte ist aus dem 19. Jh. bezeugt, doch gibt es für ihre heutige Reichweite keine Nachrichten, was auch für die ofäl. Umgangssprachen insgesamt gilt.

Die **hamburgische Umgangssprache**, die in Stadt und Region als *Missingsch* bezeichnet wird, ist bisher fast nur unter sprachpflegerischem (Schmidt 1921; Scheel 1963) oder orthoepischem Aspekt (Martens 1988) beschrieben worden.

Dabei wurden sieben Merkmale als charakteristisch bezeichnet: die diphthongierten mittleren Längen [ʃneːi, roːzə, ʃəːin] 'Schnee', 'Rose', 'schön', die Rundung von *i* vor Nasal [ymɐ, byn] 'immer', 'bin', die Verdampfung des langen *a* [bɔːn, nɔːmən] 'Bahn', 'Namen', die Koronalisierung des *j*, teilweise mit vorangehendem Dentalverschuß [dʒɔŋk, ʒɔːkə] 'jung', 'Jahre', die Ersetzung der Affrikata durch stimmlose Spirans in [sætɔŋk, səkə] 'Zeitung', 'Zucker', die Assimilation von inlautendem *-nd-*, [anəs, honət] 'anders', 'hundert' und die dentale Spirans im Anlaut vor *p* und *t* [spits, stəŋ] 'spitz', 'Stein'.

Obwohl eine systematische Erforschung mehrfach gefordert wurde (zuletzt Möhn 1973), liegt bisher nur eine schmale korpusbasierte Untersuchung vor (Ahrens 1975), die immerhin zeigt, daß die gängige Erklärung des Missingsch aus „Unarten“ oder verfehlten Versuchen, den Standard zu erreichen, unzulänglich ist. Allerdings gibt der Forschungsstand weder Hinweise auf die soziale und situative Gebrauchsverteilung innerhalb der Stadt noch auf die Abgrenzung gegenüber benachbarten Umgangssprachen.

Die **mecklenburgischen Umgangssprachen** haben von den neben alltäglichem Nd. stehenden die intensivste empirische Untersuchung erfahren, zunächst durch ein Forschungsprojekt, das in fünf Dörfern die Auswirkungen der Agrarreform auf das Sprachverhalten analysierte, danach durch eine repräsentative Spracherhebung im Kreis Greifswald (Dahl 1974; Herrmann-Winter 1974, 1979). Dabei zeigte sich unterhalb des Standards eine großlandschaftliche Sprachschicht, die in ihren Merkmalen mit der hamburgischen Umgangssprache bis auf das anlautende *st* und *sp*, das wie im Standard realisiert wird, übereinstimmt. Außerdem werden Markierungen wie *dat*, *wat*, *et*, *Jejend*, die auf neueren berlinischen Einfluß zurückgehen, verwendet (Gernentz 1975, 232; Herrmann-Winter 1979, 152).

Unterhalb dieser standardnahen Schicht liegt eine dialektnähere Sprachebene, deren Trägerschicht vorwiegend aus genuinen Dialektsprechern besteht. Sie ist durch Entlehnungen aus der Standardlexik und aus dem Laut- und Formenbestand der gehobenen Umgangssprache geprägt und in sich kleinräumig gegliedert (Dahl 1974, 357ff.; Gernentz 1975, 222ff.). Auch der Gültigkeitsbereich der standardnahen Varietät, der von der Küste bis zum brandenb. Sprachgebiet reicht, weist entlang der Dialektgrenze zwischen Vor- und Mittelpommern eine Binnendifferenzierung auf (Dost 1975; Herrmann-Winter 1979).

3.2. Mitteldeutsche Umgangssprachen

Der hier im Sinne der Dialektologie verstandene, durch das unterschiedliche Vordringen der Lautverschiebungslinien charakterisierte md. Sprachraum stellt im Hinblick auf die Bedeutung der bodenständigen Dialekte und die Gültigkeit der Varietätenkonstellationen keine Einheit dar (Dingeldein 1997). In dem über 200 km breiten Abschnitt zwischen Rhein und Saale spielen die hess. und thür. Dialekte im privaten und öffentlichen Verkehr eine so geringe Rolle, daß hier wie teilweise in Norddeutschland mit der Varietätenkonstellation I zu rechnen ist; links von Rhein und Main dagegen, im Saarland, in Rheinland-Pfalz, der Ostpfalz und Südhessen, weisen die Dialekte eine ähnliche Stabilität wie in Oberdeutschland auf, so daß hier die Konstellation II anzunehmen ist, im Rip. und im Obersächs. haben sie sich nur in Reliktgebieten gehalten, weshalb teils von der Konstellation I, teils von II auszugehen ist.

Neben der Dialektstabilität ist auch die Standardakzeptanz innerhalb einer Sprechergemeinschaft für den Status der Umgangssprachen entscheidend. Wo, wie im überwiegenden Teil des Md., der Standard als „zu hochmütig“ empfunden wird (Steger 1984), stabilisieren sich merkmalsreiche Umgangssprachen mit vielfältiger kommunikativer Verwendung; wo dagegen der Standard die Konnotation von Formalität und Fremdheit verliert, sind die Varietäten merkmalsärmer und zeigen eine deutliche soziale wie situative Verteilung. Dementsprechend sind im Md. vier großräumige Umgangssprachen mit hoher Gebrauchsfrequenz entstanden, nämlich die rip., die südhess., die ostpfälz. und die osächs., außerdem zwei weitere großräumige Varietäten, nämlich die nordhess. und westthür., die nur einen eingeschränkten Verwendungsbereich und Merkmalsbestand haben, und schließlich im mslfrk. und westpfälz. Bereich eine Vielzahl von kleinräumigen Umgangssprachen mit einem dialektnahen Merkmalsbestand.

Trotz der regionalen Verschiedenheiten haben die Umgangssprachen dieses Raumes drei Gemeinsamkeiten, die über die unverschobene *p*-Geminat in *Appel* und *Kopp*, die ja das Abgrenzungskriterium dieses Raumes darstellt, hinausgehen:

die in älteste Zeit zurückreichende *g*-Spirantisierung, die überall im gedeckten und ungedeckten Auslaut gilt [kriːç, gəzaxt, berç] 'Krieg', 'gesagt', 'Berg', die spätmittelalterliche Konsonantenschwä-

chung, die sich in postkonsonantischer Position überall ausbreitete [ʃdaen, ɡəʃɪçdə, vɪrglɪç, ʃbe:t] ‘Stein’, ‘Geschichte’, ‘wirklich’, ‘spät’, und schließlich die erst im letzten Jahrhundert gegen die Dialekte durchgeführte Koronalisierung der palatalen Spirans [ç] im Wort- und Silbenauslaut [ɡlaeç, ʀeçt] ‘gleich’, ‘Recht’ und die Übertragung dieser Lauterscheinung auf das spirantisierte *g* [ve:ʃ, kʀɪʃtə, bæçʃ] ‘Weg’, ‘kriegte’, ‘Berg’ (Herrgen 1986; Macha 1991, 149ff.).

Die **ripararischen Umgangssprachen** haben in den letzten Jahrzehnten durch mehrere Bonner Untersuchungen eine intensive Erforschung erfahren (Besch 1981, 1983; Mattheier 1987, 1990; Jünger-Geier 1989; Macha 1991; Lausberg 1993; Kreymann 1994), die, modellhaft von einer Dialekt-Standard-Diglossie ausgehend, Dialekte und unterschiedliche umgangssprachliche Abstufungen beschreiben. Dabei zeigt eine jeweils in Interviews erhobene obere Sprachlage die Existenz einer standardnahen Umgangssprache, die nach Macha (1991, 138ff.) vor allem durch acht Merkmale markiert wird.

Davon sind fünf als fossilisierte Dialektvarianten aufzufassen, die teils lexikalisiert in frequenten Kleinwörtern auftreten, wie der unverschobene Verschlusslaut in [dat, vat, et] ‘das’, ‘was’, ‘es’, und die Konsonantentilgung im Auslaut bei den Kleinwörtern [ɪs, ʊn, sɪn, jets, nɪʃ] ‘ist’, ‘und’, ‘sind’, ‘jetzt’, ‘nicht’, teils als phonische Regeln, wie die nicht nur im Auslaut, sondern auch im An- und Inlaut durchgeführte *g*-Spirantisierung [je:bɐ, ɪrjənt, za:ɣən] ‘geben’, ‘irgend’, ‘sagen’, die *l*-Velarisierung [fi:l, zaʃts] ‘viel’, ‘Salz’ und die spirantische Realisierung von anlautendem *pf*. Als historische Interferenz ist die stimmlose Spirans in [vɪxt, haxt] ‘wird’, ‘hart’ aufzufassen, die einmal die dialektale *r*-Vokalisierung kompensiert. Als diatopische Entlehnungen müssen die *ç*-Koronalisierung und die Auslauttilgung in der 1. Singular Präsens gelten [ɪʃ ɛs] ‘ich esse’.

Fast alle diese Merkmale finden sich nicht nur bei Sprechern mit Mundartkenntnis oder -kontakt, sondern werden auch von städtischen Hochdeutschsprechern ohne jede Dialektkenntnis situationsspezifisch eingesetzt (Froitzheim 1984, 178ff.).

Von der in der Regel auch durch eine ausgeprägte rheinische Akzentuierung gekennzeichneten standardnahen Sprachebene ist im Untersuchungsgebiet eine dialektnahe zu unterscheiden, die auf „einer Art mundartlicher Koine“ der Köln-Bonner-Bucht operiert und verschiedene Annäherungen an den Standard erlaubt. Sie findet sich ebenso in der Alltagskommunikation sprachgewandter Handwerksmeister (Macha 1991, 201ff.) wie in der

Interviewsprache standardfernerer Sprecher aus Erp (Lausberg 1993, 205ff.) und ist offensichtlich identisch mit der „rheinischen Umgangssprache“ bzw. dem „Deutsch mit Knubbeln“, das bei einer Befragung 13% als ihre sprachliche Normallage bezeichneten (Jünger-Geier 1989, 232f., 268f.). Die Varietäten der dialektnahen Ebene, die sich kleinräumig auch in anderen Gegenden des Rip. ausgebildet haben, befinden sich gegenwärtig in einer Phase des Umbaus und weisen eine geringe lokale und diachronische Stabilität auf, wobei die dialektalen Merkmale kontinuierlich zurückgehen. Als Zielvarietät dieses Umbaus ist jedoch weniger die Standardsprache anzusehen als ein „regionaler Sprachusus“ (Kreymann 1994, 239ff., 295), der weitgehend der beschriebenen standardnahen Varietät entspricht, mit deren Gebrauchszunahme daher im gesamten Rip. zu rechnen ist.

Bei den **südhessischen Umgangssprachen** dominieren die merkmalsreicheren, dialektnäheren Varietäten in der alltäglichen Kommunikation, was eindrücklich durch eine empirische Spracherhebung bei 30 Postbediensteten in Mainz belegt wird, die in einem Interview gegenüber einem fremden Explorator 83% ihrer Dialektalität beibehalten, obwohl sie durchaus in der Lage wären, diesen Anteil auf 27% zu senken (Steiner 1994, 106ff.). Den sprachlichen Merkmalen nach gehört das Mainzische zu einer großräumigen Ausgleichsvarietät, zu der auch das mehrfach beschriebene Frankfurterische zu rechnen ist (Veith 1972, 1983; Brinkmann to Broxten 1986) und die seit den 60er Jahren oft als „Neuhessisch“ bezeichnet wird (dazu Dinzeldein 1994).

Der Vokalismus dieser Varietät ist durch sechs umfangreiche Regeln geprägt:

die Monophthongierung von mhd. *ei* und *ou* [va:sd, ba:m] ‘weiß du’, ‘Baum’, Entrundung [mɪsə, kɛb, faɪɐ] ‘müssen’, ‘Köpfe’, ‘Feuer’, Senkung der oberen Kürzen vor *r*-Verbindung [kɛɪʃə, mɛɪb, kɔɪds] ‘Kirsche’, ‘mürbe’, ‘kurz’, Erhaltung mhd. Kürzen in offener Silbe [tsvɪbəl, kuxəl, fɛdɛ, fɛʃəl, hɔbəl] ‘Zwiebel’, ‘Kugel’, ‘Feder’, ‘Vögel’, ‘Hobel’, *a*-Verdumpfung mit Nasalierungsresten [kɔn, ʔ:faŋə] ‘Kanne’, ‘anfangen’ und Schwa-Tilgung im Auslaut [vɔld, lɔɪd] ‘wollte’, ‘Leute’. Der Konsonantismus unterscheidet sich durch neun Regeln vom Standard: *ç*-Koronalisierung, Lenisierung der stimmlosen Konsonanten in In- und Auslaut [lɔbə, fɔdɛ, raˈɡe:d, ʃtɪvəl, ɛzə, ɔzə] ‘Lappen’, ‘Futter’, ‘Rakete’, ‘Stiefel’, ‘essen’, ‘Asche’, Tilgung von Endsilben-*n*, Spirantisierung von *g* in In- und Auslaut, Realisierung des auslautenden *-er* als [ɛ], Til-

gung von *r* zwischen tiefem Vokal und Konsonant [mɔʒə, ɡadə] 'morgen', 'Garten', Spirantisierung von *b* im Inlaut [sivə, ʃdɛʁvə] 'sieben', 'sterben', Nasalisierung von auslautendem *n* [hĩ, bā:] 'hin', 'Bein', Assimilation von *-nd-* [anəs, ɡəfənə] 'anders', 'gefunden' (dazu Veith 1972; Dingeldein 1994; Steiner 1994).

Neben dieser vielgebrauchten und weitverbreiteten Varietät hat sich eine merkmalsarme ausgebildet, die in höheren sozialen und situativen Straten Standarddivergenz markiert. Dazu werden nur die fünf ersten konsonantischen Merkmale verwendet, von den vokalischen nur die Schwa-Tilgung und die Kürzung. Darüber hinaus wird eine mittlere Ebene bezeugt, auf der auch Vokalsenkungen und Nasalierungen, *b*-Spirantisierungen und *-nd*-Assimilation üblich sind.

An der Herkunft dieser Varietäten aus alten rhfrk. Stadtsprachen ist nicht zu zweifeln. Bereits 1875 beschreibt Wilhelm Viorer eine „dialektische Umgangssprache“, die die „besseren Stände in engeren Kreisen“ verwenden und die dem Volk „geradezu für vornehm gilt“ (Dingeldein 1994, 276f.). Seit den letzten Jahrzehnten befinden sich diese Varietäten in einer Phase territorialer Expansion. Von einem Kerngebiet zwischen Mainz, Frankfurt, Darmstadt ausgehend, haben sie sich im gesamten Rhein-Main-Gebiet zwischen Odenwald, Spessart und Taunus durchgesetzt und besitzen als Verkehrssprache bereits in den angrenzenden rheinhessischen Gebieten, aber auch im Zentralhessischen bis zur Lahn Gültigkeit.

Die **ostpfälzischen Umgangssprachen**, die sich in der städtischen Siedlungszone des Neckarmündungsgebietes mit den Städten Heidelberg, Mannheim, Ludwigshafen herausgebildet haben, zeigen in ihrer Merkmalskombination weitgehende Übereinstimmungen zum Neuhessischen. In den aufgestellten Variablenlisten, mit denen neuerdings die Sprachvariation in verschiedenen Mannheimer Stadtteilen vermessen wurde (Kallmeyer/Keim 1994, 147ff.; Keim 1995, 256ff.; Davies 1995, 102ff.), treten gegenüber dem Neuhess. nur zwei zusätzliche Merkmale auf, nämlich die inlautende *s*-Palatalisierung vor *t* und *p* [fɛʃd, vɛʃpə] 'Fest', 'Wespe' und die Monophthongierung von mhd. *ei* zu [e:], [kle:n] 'klein'. Obwohl diese Varietät im Hinblick auf ihre Genese (Bräutigam 1934), auf ihre linguistische Dokumentation (Karch 1975, 1988) und besonders auf die Beschreibung ihrer konversationellen Funktionen (Kallmeyer/Keim 1994; Kallmeyer 1995; Keim 1995a;

Schwitalla 1995a) als vorbildlich bearbeitet gelten kann, läßt sich im Augenblick noch nicht beurteilen, ob sie sich langfristig dem Neuhess. annähert oder davon entfernt.

Die **obersächsischen Umgangssprachen** und ihre Vorläufer haben seit Jahrhunderten im Blickpunkt des übrigen Deutschland gestanden, anfangs mit besonders aner kennenden, nach 1775 mit zunehmend reservierten Bewertungen (Zimmermann 1992). Von den vielfältigen Beschreibungen sind die bisher umfassendsten vor der Mitte des 20. Jhs. entstanden, jedoch im wesentlichen durch die osächs. Dialektologie bestätigt worden (Becker 1936, 1969).

Danach ist der Konsonantismus vor allem durch Zusammenfall der beiden Verschlusslautreihen zu stimmlosen Lenes [b, d, g] geprägt, der im An- und Inlaut zu Homophonien führt [bɔŋ] 'packen', 'backen', [de:nə] 'Töne', 'ich dehne', [gri:çŋ] 'kriechen', 'Griechen', [ləedŋ] 'leiten', 'leiden', außerdem durch *g*- und *b*-Spirantisierung im Inlaut [fli:çl, fo:xl, lə've:mdç] 'Flügel', 'Vogel', 'lebendig', die stimmlose Aussprache von anlautendem *j*- und *s*- [çets, so:xŋ] 'jetzt', 'sagen' und die *s*-Palatalisierung zwischen *r* und *t* [æʁʃd, dɔʁʃd] 'erst', 'Durst'. Der Vokalismus zeigt Monophthongierung von mhd. *ei*, *ou* [gle:d, bo:m] 'Kleid', 'Baum', Entrundung der Umlaute [ʃe:n, fri:, nɑ:n] 'schön', 'früh', 'neun', Vokalsenkung vor *r* [be:ʁə, he:ʁə] 'Beere', 'hören', und Verdampfung der *a*-Laute [frɔ:xŋ, ʃɔ:dn] 'fragen', 'Spaten'; wichtige Markierungen stellen auch die Kleinwörter dar [ɛ, enə, mɔʁ, sm, nɪʃd] 'ein', 'eine', 'mein', 'wir', 'sind', 'nichts' (Schirmunski 1962, 606ff.; Becker 1969, 142ff.).

Die Merkmalsmuster dieser Varietät haben sich, wie aus Gottscheds Karikatur in den „Vernünftigen Tadeln“ 1725 hervorgeht, schon im 17. Jh. herausgebildet (Becker 1969, 145ff.). Das externe Prestige führte zu einer Übernahme und Anverwandlung in anderen Sprachräumen (vgl. oben 2.2.), zu einer vollständigen Überdachung und weitgehenden Auflösung der obersächsischen Dialekte und einer Ausdehnung nach Ostthüringen, so daß diese Umgangssprache heute die einzige regionale Substandardvarietät im Großraum zwischen Saale und Neiße darstellt (Schönfeld 1983, 432ff.). Trotz der großräumigen Verbreitung dieser Merkmalsbündel zeichnet sich vor allem im Bereich lexemgebundener Lautvarianten eine differenzierte Binnengliederung ab, die teilweise die ehemaligen Dialektverhältnisse reflektiert (Große 1967), teilweise die sich überschneidenden Ausstrahlungen der drei großstädtischen Zentren Leipzig, Dresden und Chemnitz (Protze 1969, 329ff.). Zur vertikalen Gliederung und zur sozialen

und situativen Verteilung fehlen neuere Untersuchungen.

Die **westthüringische Umgangssprache** steht dem Standard wesentlich näher als die ostthür.-osächs., was Spangenberg (1990, 115ff.; 1994, 530f.) darauf zurückführt, daß in den Städten Westthüringens bis ins 20. Jh. ein jeweils eigener Stadtdialekt verwendet wurde und sich eine überregionale Umgangssprache daher erst spät konstituieren konnte. Unter den überwiegend konsonantischen Merkmalen ist der Zusammenfall der beiden Verschußlautreihen hervorzuheben, daneben gelten im Anlaut stimmloses *s* und *f* statt *pf* sowie eine beträchtliche Anzahl lexembundener Lautvarianten. Bemerkenswert ist die erst nach dem Zweiten Weltkrieg von Westen her bis zur Saale vorgedrungene *ç*-Koronalisierung (Spangenberg 1994, 529ff.).

Die **nordhessischen Umgangssprachen** sind standardnahe Varietäten, die sich im Städtedreieck Kassel, Fulda, Marburg, wo die Dialekte auf breiter Front zurückgewichen sind, ausgebildet haben. Von dialektologischer Seite wurden sie gelegentlich als „verderbtes Schuldeutsch mit einigen Dialektbrocken“ bezeichnet (Bromme 1936, 4*) und, abgesehen von Mitzka (1946), nur unter wortgeographischem Aspekt behandelt (Debus 1962; Herwig 1977; Smolka 1984; Dingeldein 1991). In Zukunft könnte hier ein dialektfreier Raum entstehen, in dem auch keine ausgeprägte Substandardvarietät mehr existiert (Dingeldein 1997, 128), doch ist es ebenso wahrscheinlich, daß wie in verschiedenen nrdtd. Gebieten die verwendeten Regionalmerkmale durch funktionale Auslastung für soziale, situative und kommunikative Zwecke eine Stabilisierung und Systematisierung erfahren. Eine korpusbasierte Untersuchung gesprochener Sprache müßte hier Klärung bringen.

Die **moselfränkischen Umgangssprachen** sind kleinräumig gegliedert und durch eine extreme Standarddistanz gekennzeichnet. Die im Mittelhessischen Sprachatlas als Regionaldialekte bezeichneten Varietäten der mobilen jüngeren Bevölkerungsschicht (Bellmann 1997, 274) behalten durchschnittlich 93% der basisdialektalen Merkmale bei, wobei der dialektale Konsonantismus vollständig erhalten ist, der Langvokalismus dagegen den großräumigeren Varietäten angenähert wird (Herrgen/Schmidt 1989). Nur in unmittelbarem Umkreis von Trier und Koblenz finden sich standardnähere Sprachebenen, was auf einen begrenzten Ausstrahlungsbereich der Stadt-

sprachen und eine dauerhafte Varietätenkonstellation deutet.

Bei den **westpfälzischen Umgangssprachen** lassen sich ländliche Regionalvarietäten deutlich von städtischen Umgangssprachen abgrenzen, wie sie im saarl. Verdichtungsgebiet zwischen Saarbrücken und Neunkirchen (Bonner 1986) oder im Umkreis von Kaiserslautern (Senft 1982) gesprochen werden. Diese unterscheiden sich im Konsonantismus kaum von den ostpfälz. Stadtsprachen, sind jedoch in der Realisierung der Substandardmerkmale konsequenter; im Vokalismus zeigen sie eine größere Variantenvielfalt. Die ländlichen Regionalvarietäten dagegen bleiben eng auf die jeweilige Basismundart bezogen und entsprechen ihr nach dem Meßverfahren von Herrgen/Schmidt (1989) durchschnittlich zu 88%, wobei es für einen baldigen Übergang zu den gehobenen städtischen Varietäten keine Anzeichen gibt.

3.3. Süddeutsche Umgangssprachen

Während die Dialekte des alem. und bair. Sprachgebiets bruchlos über die politischen Grenzen des obd. Raumes hinweggehen, besitzt die Staatszugehörigkeit für die Gliederung der Umgangssprachen maßgebliche Bedeutung, da die öffentliche Kommunikation und die Besonderheiten von Administration, Wirtschaft und Kultur vor allem das Bewußtsein jener überörtlich orientierten Bevölkerung prägen, die die Trägerschicht dieses Varietätentyps bildet. So bestehen zwischen den Umgangssprachen auf beiden Seiten der Staatsgrenzen oft auch dort, wo der Basisdialekt der gleiche ist, deutliche Unterschiede in Merkmalsmustern und im situativen Verwendungsbereich (Scheuringer 1990, 424f.). Es ist daher strikt zwischen den bundesdeutschen 'bayrischen' und den österreichischen Umgangssprachen zu unterscheiden, obwohl sie teilweise auf denselben 'bairischen' Dialektgrundlagen beruhen. Im heute bundesdeutschen Teil des Obd., der seit 1871 verstärkt durch die Ausrichtung auf die Zentren München und Stuttgart sowie auf die nördlichen Nachbarländer geprägt wurde, haben trotz unumstrittener Stellung des Standards die Basisdialekte einen gesicherten Verwendungsbereich behalten, so daß durchgehend die Varietätenkonstellation II anzunehmen ist. Die Umgangssprachen haben hier eine zweifache Verwendungsfunktion. Sie sind gehobenes Sprechen in Relation zum Dialekt und können etwa honorative Intentionen zum Ausdruck bringen; sie sind aber auch ge-

senktes Sprechen in Relation zum Standard und können eine Abneigung gegen Formalität, Unpersönlichkeit und Überheblichkeit signalisieren.

Die gemeinsamen Rahmenbedingungen des Raumes bewirkten, daß überall merkmalsreiche Varietäten mit hoher Gebrauchsfrequenz entstanden sind und daß den standardnahen Umgangssprachen geringere Bedeutung zukommt. Etwa acht umgangssprachliche Merkmale sind so weit verbreitet, daß man von allgemein sdt. Erscheinungen sprechen kann:

die Schwächung der stimmlosen Konsonanten, die Entrundung der Umlaute, der stimmlose *s*-Anlaut, die *a*-Verdampfung, die Tilgung von Schwa und *-n* im Endungsauslaut, die kontrahierten Präfixe [dsamə, bsəndəs, gsakt, gmy:s] 'zusammen', 'besonders', 'gesagt', 'Gemüse', die Pro- und Apokope der Klitika 's *Auto*, 'zfrüh, wennst', daß 's, kommen S' und die reduzierten Kleinwörter wie [i:, ə, e:, a:] 'ich', 'ein', 'ehe', 'auch'.

Trotz gemeinsamer Voraussetzungen haben sich die Umgangssprachen unterschiedlich entfaltet. Standardnahe Varietäten konnten sich nur im bayr. und schwäb. Raum ausbilden, besitzen aber auch dort gegenüber den dialektnäheren Landschaftssprachen der Münchener Region bzw. der Region Stuttgart–Reutlingen, die sich gegenwärtig über die Nachbargebiete ausbreiten, keine besondere Attraktivität. Auf dem Boden des ofrk. und alem. Dialektgebietes sind dagegen nur Umgangssprachen mit begrenzter oder mittlerer Reichweite in Gebrauch, ohne daß vereinheitlichende Tendenzen deutlich werden.

Die **bayrischen Umgangssprachen** wurden unter dem Aspekt des phonologischen Wandels und des Dialektabbaus eingehend untersucht (Kufner 1961; Keller 1966; Reiffenstein 1968; Keller 1976). Über ihren Verwendungsbereich und ihre vertikale Gliederung gibt eine Arbeit zur gesprochenen Sprache in Simbach am Inn Aufschluß, der eine nach Alter und Sozialstatus geschichtete Stichprobe zugrunde liegt (Scheuringer 1990). Sie bestätigt die mehrfach beobachtete differenzierte Stratifizierung der bayr. Umgangssprachen und belegt zugleich, daß gegenwärtig eine auf den oberbayr. Dialekten des Münchener Raumes basierende Prestigevarietät die übrigen Regionalsprachen und auch die Umgangssprache Niederbayerns überschichtet.

Die besonderen Kennzeichen dieser oberbayr. Umgangssprache sind die *l*-Vokalisierung [fu:, ge:, hɔ:ds] 'viel', 'Geld', 'Holz', die drei verschiedenen

Entsprechungen des Phonems /ai/ in [hɔ:as, ke:, drai] 'heiß', 'kein', 'drei', die Monophthongierung von mhd. *ou* [bam, kafe] 'Baum', 'kaufen', die Realisierung der alten mittleren Längen als [ʃne:, be:s, roud] 'Schnee', 'böse', 'rot', die Erhaltung der fallenden mhd. Diphthonge [li:b, gu:ɐ, bri:ɐda] 'lieb', 'gut', 'Brüder'. Hinzu kommen die allgemein bair. Merkmale wie die *r*-Vokalisierung [meeke, ɔem] 'merken', 'arm', die *b*-Spirantisierung [avə, lievə] 'aber', 'lieber', die Opposition der beiden *a*-Laute [i wɔ:ɐ, i wa:ɐ] 'ich war', 'ich wäre' und die Einsilberdehnung vor ehemals stimmlosen Konsonanten [ko:bf, sɔ:g, fri:] 'Kopf', 'Sack', 'frisch' (Zehetner 1985, 54ff.).

Diese oberbayr. Umgangssprache, die teilweise als zukünftige Ausgleichsvarietät angesehen wird (Scheuringer 1990, 314), dringt im Westen gegen das Schwäb. vor (Renn 1994, 132; Bücherl 1995, 142), im Süden überschichtet sie das Südbair. im Landkreis Garmisch-Partenkirchen, und im Norden wird sie von den oberpfälz. Städten übernommen (Bücherl 1982); Regensburg stellt in diesem Sinne bereits eine oberbayr. Sprachinsel dar (Keller 1976). Im nordbair. Dialektraum zwischen Isarmündung und Mainquelle, der durch die gestürzten Diphthonge [leib, gouɐ, bre:ɐda] 'lieb', 'gut', 'Brüder' und durch die diphthongierten mhd. Längen [ʃnei, beis, ʃlouf] 'Schnee', 'böse', 'Schlaf' gekennzeichnet ist, zeigen die Umgangssprachen eine kleinräumige Gliederung (Rowley 1997, 171ff.) und besitzen keine hohe Selbst- und Fremdeinschätzung, so daß eine weitere Überschichtung von Westen durch die Nürnberger Stadtsprache und von Süden durch die oberbayr. Umgangssprache nicht unwahrscheinlich ist.

Für die vertikale Gliederung verwendet Rein (1991) im umgangssprachlichen Bereich ein dreistufiges Schema, indem er eine regionsgebundene, eine großräumige und eine standardnahe Ebene unterscheidet. Die großräumigen Varietäten, die sich diatopisch in die oberbayr., die niederbayr. sowie die nordbayr. Umgangssprachen gliedern, sind durch großen Merkmalsreichtum und die alltägliche Verwendung auch bei einem Großteil der städtischen Bevölkerung charakterisiert. Für höhere soziale und situative Anlässe wird häufig nicht der gesprochene Standard verwendet, der meist als zu gestelzt empfunden wird (Zehetner 1985, 75), sondern eine merkmalsarme Umgangssprache, die durch *r*-Vokalisierung, Einsilberdehnung, *a*-Verdampfung, Verschußlautlenisierung sowie durch die allgemeinen sdt. Pro- und Apokopen gekennzeichnet ist und als gesamtbayerische

Umgangssprache gelten kann. Ihre Verwendungsfrequenz wird jedoch auch weiterhin begrenzt bleiben, da gegenwärtig zwar immer mehr Sprecher statt des Dialekts eine regionsgebundene Umgangssprache oder statt einer regionsgebundenen eine großräumige zu ihrer Hauptsprachlage machen, aber eine weitere Annäherung an den gesprochenen Standard meiden.

Die **schwäbischen Umgangssprachen** sind eingehend von Engel (1954, 217ff.) untersucht und später unter dem Aspekt der Merkmalsschichtung mehrfach diskutiert worden (Schirmunski 1962, 590ff.; Bynon 1971; Bethge/Knetschke/Sperlbaum 1975; Mironov 1980). Danach ist von drei umgangssprachlichen Ebenen auszugehen, von denen die standardnächste für den ganzen Dialektraum vom Lech bis zur alten baden-württembergischen Landesgrenze gilt und daher als gesamtschwäbische Umgangssprache bezeichnet werden kann; teilweise ist dafür auch der problematische Begriff Honoratiorenschwäbisch gebräuchlich. Sie ist durch vier konsonantische und fünf vokalische Regeln geprägt:

die *s*-Palatalisierung von *st* und *sp* im In- und Auslaut, in der 2. Singular kombiniert mit *t*-Tilgung [max], [vɪʃ], [bɪ] 'machst', 'wirst', 'bist', Lenisierung der Verschlusslaute im In- und Auslaut, stimmloser *s*-Anlaut, Tilgung von *-ch* und *-n* im Auslaut [i:, no, ɛ:bə, gʌdə] 'ich', 'noch', 'eben', 'Garten', die Senkung von mhd. *ē* in offener Silbe [fɛ:lɛ, lɛ:sə] 'Fehler', 'lesen', die Hebung der mittleren Kürzen in geschlossener Silbe [bɛsə, lɔk] 'besser', 'Locke', die Differenzierung der alten und neuen Diphthonge [hɔjs, lɔfə, tsɔjt, sɔufə] 'heiß', 'laufen', 'Zeit', 'saufen', die Folgeerscheinungen ehemaliger Nasalisierung [gʌnts, ə:bində, drə:, hi:] 'ganz', 'anbinden', 'dran', 'hin' und die Reduktion der Nebentonvokale [hɔjt, gmys, gvɛ:sə, i: sak] 'heute', 'Gemüse', 'gewesen', 'ich sage'.

Diese Varietät, die es einem Einheimischen erlaubt, sich „ohne Affektation“ dem Standard anzunähern (Ruoff 1973, 193), ist in Stuttgart die Hauptsprachlage für einen größeren Bevölkerungsteil, in den übrigen schwäb. Städten nur für eine schmale Berufs- und Bildungsschicht. Die große Mehrheit der Bevölkerung verwendet im Alltag Varietäten einer dialektnäheren Ebene, die als landschaftliche (bei Engel 1954 als provinzielle) Umgangssprachen zu verstehen sind. Die diatopische Gliederung dieser Ebene ist nicht eindeutig; Engel (1954, 239ff.) zieht eine südschwäb., nordostschwäb., südwestschwäb. und zentralschwäb. Varietät in Erwägung. Ohne Zweifel ist jedoch die zentralschwäb.

Landschaftssprache des Raumes Stuttgart–Reutlingen die dominante, die mit ihren Substandardmerkmalen auf die übrigen ausstrahlt (Ruoff 1997, 151).

Charakteristika dieser Ebene sind die Beibehaltung der mhd. Diphthonge [li:əb, gu:ət, mi:əsə] 'lieb', 'gut', 'müssen', vor Nasalen allerdings verändert [rɛ:mə, blō:mə] 'Riemen', 'Blumen', die Senkung der oberen Kurzvokale vor Nasalverbindung [fɛndə, bondə] 'finden', 'gebunden', die Entrundung der Umlaute [nis, rek, hɔisə] 'Nüsse', 'Röcke', 'Häuser', die *a*-Verdampfung von mhd. *ei* und *ā* [hɔjs, jɔ:ɐ] 'heiß', 'Jahr' sowie von *-an* im Morphemauslaut [mɔ:, ə:fənə] 'Mann', 'anfangen' und die spezifischen Verbformen [hən, gən, fɪnt, sɛnt, gvɛ:] 'habe', 'gehe', 'stehe', 'sagt', 'gewesen'.

Zwischen den landschaftlichen Umgangssprachen und den Basisdialekten liegt die kleinräumig gegliederte Ebene der regionalen Umgangssprachen, die in den ländlichen Gebieten die Hauptsprachlage für die jüngere, mobile Dorfbevölkerung darstellen, in den kleinen Städten für die Arbeiter und Handwerker. Der diachronische Wandel dieses Varietätensystems vollzieht sich durch den Wechsel von den Basisdialekten zu den Regionalvarietäten im Umkreis der Städte (Renn 1994, 131f.), aber auch in entlegenen Gebieten (Baur 1967, 263f.), außerdem durch den Übergang der städtischen Bevölkerung zur landschaftlichen Umgangssprache. Die zunehmende Kenntnis des Standards im 20. Jh. hat jedoch nicht zu einer entsprechenden Akzeptanz in der interpersonalen Kommunikation geführt, so daß manches auf eine Stabilisierung einer annähernd diglossischen Verteilung von gesamtschwäbischer und landschaftlicher Umgangssprache hindeutet, nicht zuletzt die Tatsache, daß sich kein kontinuierlicher Übergang zwischen diesen Varietäten ausbildet, sondern eine deutliche Abstufung zu erkennen bleibt (Bethge/Knetschke/Sperlbaum 1975, 26ff.).

Über die **alemannischen Umgangssprachen** geben stadtsprachliche Untersuchungen zu Freiburg (Günther 1967) und Konstanz (Auer 1990) Aufschluß, die jeweils eine nach Alter und Ausbildung geschichtete Stichprobe gesprochener Sprache auswerten. Dabei zeigen sich merkmalsreiche Varietäten, deren Abstand zu den Basisdialekten sich offensichtlich zunehmend vergrößert.

So wird die Beibehaltung der mhd. Langvokale *ī*, *iu*, die das Charakteristikum alem. Dialekte ist [ʃri:bə, bru:xə, grids] 'schreiben', 'brauchen', 'Kreuz', in Freiburg 1967 noch in 30–40% der möglichen Fälle belegt, in Konstanz tritt sie 1990

nurmehr in frequenten Kleinwörtern auf [us, uf, bi, min] ‘aus’, ‘auf’, ‘bei’, ‘mein’, die als lexikalisierte Formen, ähnlich den nrddt. *dat, wat, et*, Standarddivergenz markieren. Weitere Dialektmerkmale wie die Erhaltung der mhd. Diphthonge *ie, uo, iie* sind in beiden Städten auf unter 30% gesunken, die Entrundungen der Umlaute sogar unter 20%. Dagegen werden andere alem. Dialektkennzeichen wie die Beibehaltung der mhd. Kürzen in offener Tonsilbe [sbilə, hɔlə, sagə] ‘spielen’, ‘holen’, ‘sagen’ oder die Verdampfung der *a*-Laute [mɔ:l, ɔ:bənd, hɔus, bɔum] ‘mal’, ‘Abend’, ‘Haus’, ‘Baum’, die *s*-Palatalisierung [haʃ, vɛʃb, dɪʃɡodi:kə] ‘hast’, ‘Wespe’, ‘diskutieren’ und die finale *n*-Tilgung fast vollständig in die städtischen Umgangssprachen übernommen.

Die für die zweite Jahrhunderthälfte festzustellende Entfernung der Umgangssprachen von den Basisdialekten hat demnach keineswegs den Standard zum Ziel, vielmehr stellt Auer (1990, 83–189) eine zunehmende Fülle von durch spezifische „Dissimilierungsteologien“ entstandenen Substandardvarianten fest. Da über die territoriale Reichweite sowie die situative und funktionale Differenzierung der alem. Umgangssprachen bisher keine Ergebnisse vorliegen, verdient die Hierarchisierung der Merkmale des Konstanzer Repertoires, die Auer (1990, 219ff.) aufgrund des Sprachlagenwechsels einzelner Sprecher vorgeschlagen hat, besondere Beachtung.

Die **ostfränkischen Umgangssprachen** sind neuerdings am Beispiel zweier Stadtsprachen an der östlichen und westlichen Grenze des Dialektraumes untersucht worden. Im großstädtischen Oberzentrum Nürnberg rekonstruierte Klepsch (1988) die umgangssprachliche Entwicklung, indem er die tiefste erreichbare Varietät bei Einwohnern verschiedener Altersstufen und Gewährspersonen des Umlands erhob und diese mit dem Dialektniveau der Wenkererhebung verglich.

Danach erreichen die über 60jährigen Städter noch einen Dialektizitätsgrad von 65% im Vergleich mit der historischen Mundart, die unter 30jährigen Städter von 45%, gleichaltrige Sprecher aus dem ländlichen Umkreis von 69%. Die jüngeren Sprecher grenzen sich gegen die im älteren Nürnbergerischen gebräuchliche ofrk. Hebung der gedehnten Kurzvokale ab [fi:g, u:fɪ, so:ŋ] ‘Vögel’, ‘Ofen’, ‘sagen’, gegen die nordbair. Diphthongierungen der alten Längen [ŋɛi, be:is, rɔud, ʃlɔuf] ‘Schnee’, ‘böse’, ‘rot’, ‘Schlaf’, gegen die Monophthongierung von *lau*l, gegen die Senkung der oberen Kürzen vor Nasalverbindungen und die Entrundung der Umlaute.

Welche Merkmale die Sprecher zur Abgrenzung gegenüber dem Standard verwenden, konnte in dieser Arbeit methodenbedingt nicht erfaßt werden.

Für Heilbronn hat Jakob (1985) durch einen Vergleich der tiefsten erreichbaren Stadtmundart mit der Interviewsprache von Gewährspersonen mittlerer Mobilität nachgewiesen, daß die Umgangssprache durch eine regelhafte Merkmalsauswahl geprägt ist, bei der basisdialektale Charakteristika wie die Vokalsenkung vor *r*-Verbindungen, z. B. [kerʃə, merb, kords] ‘Kirsche’, ‘mürbe’, ‘kurz’, die *o*-Hebung vor Nasalverbindungen und die Monophthongierung von mhd. *ei* vollständig unterdrückt werden. Andere Dialektmerkmale wie Entrundung, *b*-Spirantisierung und die *a*-Verdampfung werden um mehr als 50% reduziert, während eine Auswahl basisdialektaler Kennzeichen, nämlich Senkung von mhd. *ē* in offener Silbe [lɛ:zə, fɛ:lɐ] ‘lesen’, ‘Fehler’, *s*-Palatalisierung in *-st* und *-sp*, die Lenisierung der Verschußlaute sowie Synkopierungen und Apokopierungen konsequent beibehalten wird. Ihnen wird eine Abgrenzungsfunktion gegenüber dem Standard zugeschrieben (Jakob 1985, 215ff.). Da der Gültigkeitsbereich der Heilbronner Umgangssprache kaum einen Radius von 30 km überschreitet, hätte man, ähnliche Verhältnisse für andere städtische Zentren vorausgesetzt, mit einer Vielzahl regionaler Umgangssprachen im Ofrk. zu rechnen, und zwar ohne Überdachung durch eine raumübergreifende Substandardvarietät.

3.4. Österreichische Umgangssprachen

Wie zahlreiche Untersuchungen der letzten Jahrzehnte belegen, weisen die umgangssprachlichen Varietäten Österreichs eine besonders differenzierte vertikale Gliederung auf, was möglicherweise auf die frühe hochsprachliche Orientierung der alten Reichshauptstadt Wien zurückzuführen ist. Dressler u. a. (1976, 83) nehmen für Wien acht Sprachebenen zwischen Standard und Dialekt an, Scheutz (1985, 257ff.) hält eine Verdoppelung dieser Zahl jederzeit für möglich, Scheuringer (1997, 336) geht wie schon Reifenstein (1977) von einem Varietätenspektrum mit fließenden Übergängen aus, dessen Unterteilung nicht nach linguistischen Kriterien, sondern nur nach solchen der konkreten Sprachverwendung möglich sei. Eine idealtypische Vereinfachung dieser differenzierten Abstufung hat nach dem Kriterium der Gebrauchshäufigkeit Wiesinger (1980b, 1983) vorgeschlagen, indem er von drei flexiblen Varietätenebenen ausgeht, nämlich einer standardnäheren, die mit einigen Abwandlungen in fast ganz Österreich Gültigkeit be-

sitzt, einer merkmalsreicheren, die eine landschaftsbezogene Reichweite hat, und einer dialektnahen, die an kleinräumige Regionen gebunden ist.

Für die Existenz der ersteren bietet die Studie von Moosmüller (1991, 23ff., 186), in der sie die Interviewsprache von etwa 100 akademisch gebildeten Gewährspersonen aus Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck analysiert, interessantes Belegmaterial. Dabei zeigt sich eine überregional gültige Kombination von Substandardvarianten, mit der die Sprecher eine Abgrenzung gegenüber dem Standard markieren.

Neben der Verdampfung der *a*-Laute und der Lenisierung der Verschlusslaute sind es vorrangig die Monophthongierung von mhd. *ei* und *ou* in verschiedenen Varianten [hæ:s, ha:s, bə:m, bɔ:m] 'heiß', 'Baum', die *i*-Vokalisierung nach *a*-Lauten [œso, œgəmə:n] 'also', 'allgemein' und die Verwendung der Wortvarianten [ma, dæ:s, iz] 'wir', 'das', 'ist'. Monophthongierung und Lenisierung treten besonders häufig in Wien auf, die abgeschwächten Wortvarianten dagegen in Salzburg und Innsbruck.

Unterhalb dieser standardnahen Varietät sieht Scheuringer (1997) die Schicht der landschaftlichen Umgangssprachen vor allem entlang der innerösterreichischen Verwaltungsgrenzen gegliedert, wobei allerdings Niederösterreich und das Burgenland, die vor allem durch Wien geprägt sind, eine Einheit bilden. In Oberösterreich, wo die Basisdialekte weitgehend mit denen Niederbayerns übereinstimmen, sind die Umgangssprachen Ulrichsbergs (Weiss 1982; Scheutz 1985) und Braunhaus (Scheuringer 1990) untersucht worden. Bemerkenswert erscheint hier der deutliche Einfluß der wienerisch-niederöst. Prestigevarietät, durch den die Differenzen zu den niederbayr. Umgangssprachen mit steigender Sprachschicht zunehmen (Scheuringer 1990, 425). Auch für das Salzburgerische (Reiffenstein 1985; Braverman 1984) und Steyrerische (Tatzreiter 1985) liegen neuere Beobachtungen vor, die erkennen lassen, daß sich die auf südmittelbair. bzw. südbair. Dialektbasis entstandenen Ausgleichssprachen ebenfalls auf Wien hin orientieren. Dies gilt offenbar in geringerem Umfang für Tirol (Hathaway 1979) und fast gar nicht für das zum Alem. gehörende Vorarlberg (Scheuringer 1997, 338f.).

Generell zeichnet sich im öst. Varietätenspektrum ein stufenweiser Übergangsprozeß von den kleinräumigeren zu den nächst großräumigeren Varietäten ab (Reiffenstein 1997), der, der jeweiligen Vitalität der Basisdialekte

entsprechend, unterschiedlich schnell verläuft. Allerdings könnte auf den oberen Ebenen des Spektrums das häufig diskutierte kulturelle Segregationsbedürfnis gegenüber dem westlichen Nachbarland (Muhr u. a. 1995) die ohnehin vorhandene Tendenz zur Standarddivergenz verstärken.

3.5. Schweizerdeutsche Umgangssprachen

In der deutschsprachigen Schweiz unterscheidet sich das Varietätenspektrum grundlegend von dem des übrigen oberdeutschen Dialektraums, da es keine standardnahen Umgangssprachen gibt und daher auch kein Hinübergleiten vom Standard in die Umgangssprachen, sondern nur einen Wechsel zwischen deutlich unterschiedenen Sprachebenen. Dies steht im Zusammenhang mit dem besonderen politischen Gewicht der Sprachenfrage in der Schweiz und ist das Ergebnis von bereits im 19. Jh. wirksamen sprachpflegerischen Bestrebungen zur phonischen Dissimilierung von Standardlautung und alltäglich gesprochener Sprache (Sonderegger 1985, 1912ff.; Haas 1992a, 587ff.). Das dabei gültige System von Lautumsetzungsregeln (Oglesby 1991, 84ff.) wird an den häufig kritisierten Standardentlehnungen sichtbar wie *hutfründlich* 'hautfreundlich', *pflägelycht* 'pflegeleicht', *Chielschrank* 'Kühlschrank', *zuesätzligi Choschteversicherung* 'zusätzliche Kostenversicherung' (Strübin 1976). Es kennzeichnet zugleich die wichtigsten phonischen Merkmale, die die schweiz. Varietäten vom Standard unterscheiden, nämlich im Vokalismus die Nichtdiphthongierung von mhd. *i*, *û*, *iu*, die Beibehaltung der mhd. Diphthonge *ie*, *ue*, *üe* und die offene bzw. überoffene Realisierung von mhd. *ê*; im Konsonantismus die Spirantisierung oder Affrizierung von anlautendem *k* und die generelle *s*-Palatalisierung vor *t* und *p* (dazu ausführlicher Lötscher 1983, 80ff.).

Unter dem Aspekt der vertikalen Schichtung stehen nicht alle der von den Schweizern unterschiedslos als Mundarten bezeichneten Varietäten auf gleicher Ebene. Die Basisdialekte befinden sich ebenso wie in anderen obd. Gebieten in einem Prozeß des Ab- und Umbaus (Wolfensberger 1967). Berufspendler, aber auch Ortsfeste bei nichtinterner Kommunikation verwenden bereits Regionalvarietäten, die wiederum von großräumigeren Varietäten überlagert werden. Ris (1979, 52f.) unterscheidet oberhalb der Basisdialekte drei Schichten, nämlich 1. „regionale Mundarten mit beschränkter regionaler Reichweite“, 2. „regionale Mundarten mit

überregionaler Reichweite“, 3. „regionale Ausgleichsmundarten mit gesamtschweizerischer Reichweite“. Dabei stellt er fest, daß für die genuinen Sprecher der dialektnäheren Sprachschichten ein „Zwang zur Bi- oder gar Pluridialektie“ bestehe. Die bisher noch wenig erforschte vertikale Staffelung dieser Varietäten beruht phonisch weniger auf größerer Standardnähe als auf dem Ausgleich sprachgeographischer Profile, insbesondere auf Variantenlizenz und Variantenselektion. Unter lexikalisch-semanticem und syntaktischem Aspekt heben sie sich durch eine stufenweise vermehrte Standardannäherung voneinander ab.

Über die territoriale Reichweite der schweizerischen Varietäten liegen, abgesehen von den Basisdialekten (Hotzenköcherle 1984), keine genauen Kenntnisse vor. Sicher ist allerdings, daß sich für die in der Schweiz verbreitete Vorstellung, daß jeder der 16 Kantone seine eigene Varietät besitze (Schwarzenbach 1969, 106ff.), keine entsprechenden Sprachmerkmale finden lassen (Christen 1995, 38f.). Eine grobe Orientierung nach phonischen Merkmalen muß mindestens von einer Dreiteilung in West-, Zentral- und Ostschweiz ausgehen, wobei in jedem Abschnitt wieder eine Nord- und Südhälfte zu unterscheiden ist (dazu die Skizze bei Haas 1992b, 323). Diese Gliederung wird noch überlagert durch die Strahlungszentren Basel, Bern und Zürich, wobei für den überlandtschaftlichen Annäherungsprozeß vor allem Zürich und Bern die beiden Brennpunkte einer Ellipse bilden (Baur 1983, 53). Eine gesamtschweizerische Koine, wie sie von Auswärtigen häufig irrtümlicherweise angenommen und von nicht wenigen Schweizern angestrebt wird, ist nach einer neueren empirischen Studie (Christen 1997) in naher Zukunft noch nicht zu erwarten. Ob sie entsteht und welche Bedeutung ihr möglicherweise zukommen kann, wird auch davon abhängen, in welche Richtung sich das Kräfteverhältnis zwischen innerschweizerischem Regionalbewußtsein und nationalem Identifikationsbedürfnis entwickelt.

4. Der gesellschaftliche Gebrauch

Für eine Positionsbestimmung des umgangssprachlichen Sprachgebrauchs innerhalb der Gesamtkommunikation des Sprachraumes liefert die territoriale Gliederung nur vorläufige Anhaltspunkte, da sich innerhalb eines

Areals die verschiedenen Sprechergemeinschaften in ihrem „Registerensemble“ (Henzen 1938, 198f.), d. h. in der Verfügbarkeit verschiedener Sprachlagen unterscheiden. Es gilt daher, zusätzlich die spezifischen Trägerschichten der Umgangssprache zu charakterisieren und soweit möglich allgemeinere Typologien zu entwickeln. Weiterhin bestehen in den einzelnen Arealen unterschiedliche Gewohnheiten und Normen darüber, in welchen Kommunikationsbereichen bzw. Domänen die Verwendung umgangssprachlicher Varietäten gefordert, erlaubt bzw. unangebracht ist, so daß die Beobachtung des Anwendungsbereichs der Umgangssprache an verschiedenen Schauplätzen und in verschiedenen gesellschaftlichen Organisationsformen erforderlich ist, um allgemeinere Regelmäßigkeiten zu erkennen. Nicht zuletzt aber besitzen umgangssprachliche Varietäten in einer Sprechergemeinschaft auch indexikalische oder sogar symbolische Bedeutung, so daß sie als Mittel zur Verwirklichung von Sprecherintentionen in aktuellen Sprachverwendungssituationen eingesetzt werden können.

Für den Gesamtbereich der Sprachverwendung wird häufig die Teilung in geschriebene und gesprochene Sprache verwendet, wobei dann die Umgangssprachen in der Regel dem zweiten Bereich zugeordnet werden (Bichel 1973, 179ff.). Da die geschriebene Umgangssprache seit dem 19. Jh. in der poetischen Literatur eine wichtige Rolle spielt und sich auch heute noch in der Werbung, in Briefen und im Internet auszuweiten scheint, verdient diese Einteilung eine Überprüfung (Steger 1984, 256; Henn-Memmesheimer 1989b).

4.1. Trägerschichten

Über die Sprecher der Umgangssprache bemerkte Henzen (1938, 21) „daß von den hundert und mehr Millionen Deutschen kaum ein Drittel Mundart, sozusagen niemand die Schriftsprache und alle übrigen diese Zwischenstufe sprechen“. Diese Aussage ist heute sicherlich zu modifizieren, weil die gesprochene Standardsprache die Hauptvarietät für viele Millionen Sprecher geworden ist, doch machen die Benutzer von Umgangssprachen noch immer die große Mehrheit der Bevölkerung aus. Der Varietätentyp kann daher nicht in der Weise einer bestimmten Bevölkerungsschicht zugeordnet werden, wie dies im Ansatz für die Basisdialekte oder die Standardsprache möglich ist, vielmehr bleibt er, auf den gesamten Sprachraum bezogen, sozial indifferent, insbesondere weil jedes Mit-

glied einer Umgangssprachgemeinschaft über mehrere Sprachebenen verfügt (Reiffenstein 1968, 687).

Charakterisieren läßt sich jedoch in Umrissen jene eigentliche Trägerschicht, durch deren kommunikative und soziale Bedürfnisse die gegenwärtige Ausbildung, Benutzung und Weiterentwicklung der Umgangssprachen geprägt wird. Ein von Steger (1984, 259ff.) vorrangig für den sdt. Raum entworfenen Sprecherprofil enthält sieben Bestimmungstücke, von denen sich fünf mit leichter Modifizierung auf den gesamten Sprachraum ausdehnen lassen.

Die Sprecher von Umgangssprachen gehören einer prinzipiell seßhaften Bevölkerung mit regional begrenzter Mobilität an. Sie haben diese Varietät bei der Primärsozialisation erlernt, möglicherweise neben oder nach einem Basisdialekt. Sie haben mindestens durch die Schule eine Kompetenz in der Standardsprache erworben. Sie werden bei der Verwendung der Umgangssprache durch die sprachliche Homogenität ihrer engeren Umgebung bestätigt. Sie haben eine Tendenz, sich nach oben hin gegenüber der Standardsprache und damit von einer bestimmten sozialen Bedeutung, die diese für sie besitzt, abzugrenzen.

Mit dieser Bestimmung ist zugleich die weitverbreitete Auffassung zurückgewiesen, die Sprecher von Umgangssprachen strebten nach einem absoluten Anschluß an die Standardsprache, verfehlten ihr Ziel aber aus Unvermögen, wobei man dann die letztgenannte Eigenschaft als charakteristisches Kennzeichen der Trägerschicht betrachten müßte. Hiergegen hatte bereits Fleischer (1961, 154) festgestellt, daß das Streben des einzelnen nach standardsprachlichem Anschluß „durch den Zwang zur Anpassung an die Gemeinschaft gezügelt“ wird, womit er zugleich die Existenz von besonderen umgangssprachlichen Normen konstatierte. Aber auch das Selbstverständnis eines Sprechers innerhalb einer Gruppe kann durch die Verwendung von Substandardmerkmalen ähnlich wie z. B. durch die Kleidung markiert werden, wobei es häufig unentscheidbar und von geringer Bedeutung ist, ob ein Sprecher prinzipiell in der Lage wäre, diese Merkmale abzulegen.

Für eine Differenzierung der Trägerschicht mit dem Ziel, Typen von Sprechergemeinschaften sichtbar zu machen, sind die spezifischen Gebrauchsbedingungen von Umgangssprache zu berücksichtigen, insbesondere ob sie in privater oder öffentlicher Kommunikation verwendet wird. Nach diesem Kriterium lassen sich vier Typen von Sprechergemein-

schaften unterscheiden und ansatzweise nach Lebensumfeld und arealer Zugehörigkeit charakterisieren.

Sprechergemeinschaften, die im privaten Bereich Dialekt sprechen, öffentlich aber Umgangssprache, gehören meist einer ortsgebundenen ländlichen Bevölkerung an und stammen überwiegend aus dem wmd. oder obd. Raum; ihre Mitglieder werden hier als Sprechertyp A bezeichnet. Andere Sprechergemeinschaften verwenden in der privaten wie in der öffentlichen Kommunikation Umgangssprache, wobei sie allerdings zwischen tieferen und gehobenen Sprachlagen differenzieren (Sprechertyp B); sie sind durch überörtliche Orientierung und größere Mobilität gekennzeichnet und sowohl im ländlichen Raum als auch in mittel- und großstädtischer Umgebung verbreitet. Bei einem dritten Sprechergemeinschaftstyp ist es üblich, im privaten Bereich Umgangssprache zu verwenden, im öffentlichen den gesprochenen Standard (Sprechertyp C); für ihn ist ein weiter Kommunikationsradius und ein vorwiegend städtischer Lebensbereich charakteristisch. Der vierte Typ (D) verwendet öffentlich wie privat die Standardsprache, die allerdings intern eine stilistische Abtönung erfährt; er ist vorwiegend in den Städten Norddeutschlands verbreitet.

An dieser Gliederung der Sprechergemeinschaften wird bereits deutlich, daß die Trägerschicht nicht generell in ein soziolinguistisches Schichtenmodell einzuordnen ist. Im sdt. Bereich zählen Einzelhandelskaufleute, Apotheker, Handwerker, Techniker usw., aber auch Lehrer, Ärzte und Rechtsanwälte zu den „typischen Umgangssprachenbenutzern“ im Sinne des Sprechertyps B, die mit dieser Varietät den sozialen Kontakt zu den Sprechern lokaler Mundarten sichern (Steger 1984, 261f.). In der deutschsprachigen Schweiz muß sogar die Gesamtbevölkerung den Sprechertypen A und B zugeordnet werden, weshalb hier wie im ganzen obd. Raum die Umgangssprachenverwendung kaum eine soziale Einordnung des Sprechers erlaubt, allenfalls die Verwendung bestimmter umgangssprachlicher Merkmale. Demgegenüber unterscheiden sich deutlich die Verhältnisse in Norddeutschland, wie eine Erhebung von Herrmann-Winter (1979, 153ff.) zeigt. Danach sind die Träger der meckl. Umgangssprache vor allem Werk tätige in Industrie und Landwirtschaft, während die Angehörigen der Intelligenz und die Mitarbeiter in Partei- und Staatsapparat zu den Sprechertypen C und D gehören. Auch für Berlin konnte eine signifikante Stratifikation beim Vergleich von Arbeiterbezirken mit anderen Wohngebieten festgestellt werden (Schlobinski 1987, 164), und ähnliches dürfte auch für

das Ruhrgebiet und für andere nd. und omd. Großstädte gelten.

In den Regionen, wo sich die Sprecher der Umgangssprache bevorzugt aus einer bestimmten Sozialschicht zusammensetzen, nehmen auch die sprachlichen Merkmale soziale Konnotationen an und unterliegen entsprechenden sozialen Bewertungen (Mihm 1985, 163 ff.; Schlobinski 1987, 175 ff.). Gleichwohl ist der Zusammenhang zwischen Umgangssprachenverwendung und Schichtzugehörigkeit nirgends so eng, daß sich eine „Isomorphie zwischen sozialer Schicht und Sprachschicht“ erkennen ließe (Langner 1974, 102). Ebenso wenig hat sich eine Abhängigkeit der Varietätenverwendung von der wesentlich konkreteren Kategorie des sozialen Netzwerks nachweisen lassen, da die beobachteten sozialen Alltagskontakte nicht genügend über das Selbstverständnis eines Sprechers bzw. seine Identifikationsgruppe aussagen (Weigt 1987; Schlobinski 1987, 147 ff.). Aus diesem Grunde hält es Macha (1991, 3 ff.) zu Recht für unzureichend, die Varietätenpräferenz eines Sprechers hauptsächlich von den sozialen Parametern her zu erklären und plädiert für eine Auswertung der Sprecherbiographien im Hinblick auf sprachrelevante Fakten.

4.2. Anwendungsbereiche

Nach verbreiteter Auffassung wird Umgangssprache primär durch ihren Anwendungsbereich definiert, nämlich den alltäglichen Umgang etwa mit der Familie und mit Bekannten (Bichel 1973, 388 ff.; Löffler 1994, 106 ff.). Diese Definition ist, wie bereits bemerkt (vgl. oben 1.4.), für den hier behandelten Varietätentyp ungeeignet, da für den Umgang mit der Familie der Sprechertyp A den Dialekt verwendet, der Sprechertyp D die gesprochene Standardsprache. Außerdem wird im wmd. und obd. Raum die Umgangssprache gerade als hohe Varietät für öffentliche Anwendungsbereiche etwa im Gemeinderat, auf dem Standesamt und in Vereinen bevorzugt (Steger 1984, 269). Der Situationsbezug der Umgangssprache ist daher allgemeiner zu fassen. Sie tritt zwar, weil sie immer neben anderen Varietäten zur Verfügung steht, jeweils nur in bestimmten Anwendungsbereichen auf, wird durch diesen situationsspezifischen Gebrauch geformt und kann daher zu Recht als „Situalekt“ bezeichnet werden. Was allerdings unter Situation zu verstehen ist, hängt von der jeweiligen Sprechergemeinschaft ab, die auch Normen darüber entwik-

kelt, welche Varietät für welche Situationen anzuwenden ist.

Erkenntnisgrundlage für die in der einzelnen Sprechergemeinschaft geltenden Situationskategorisierungen und Normen sind teilnehmende Beobachtungen und ethnographische Beschreibungen, wie sie etwa für ein salzburgisches Dorf (Reiffenstein 1985) und verschiedene Stadtteile Mannheims vorliegen (Keim 1995b; Schwitalla 1995b). Sie machen deutlich, daß es kein allgemeingültiges Situationskonzept gibt und Informantenbefragungen über die Zuordnung möglicher Situationen zu möglichen Varietäten begrenzten Erkenntniswert besitzen. Die Eignung einer Umgangssprache für bestimmte Anwendungsbereiche einer Sprechergemeinschaft kann daher nur durch empirische Felduntersuchungen gesprochener Sprache objektiviert werden. Die bisher vorliegenden Untersuchungsergebnisse auf diesem Gebiet beziehen sich fast ausschließlich auf Sprechergemeinschaften vom Typ A und B, wobei die letzteren in mehreren Varianten beschrieben wurden, die durch unterschiedliche Ortsgrößen und Sozialschichten gekennzeichnet waren. Diesen Kriterien folgt daher auch die Darstellung des gegenwärtigen Kenntnisstandes.

Als eine Sprechergemeinschaft vom Typ A können die Bauern und Arbeiter des öst. Dorfes Ulrichsberg gelten, die in Gesprächen den bodenständigen Dialekt verwenden, bei einem Interview mit einem Fremden aber in eine ortsübliche Umgangssprache wechseln, die auch im Gemeinderat gesprochen wird und deren Merkmalsmuster deutlich eine implikative Struktur erkennen lassen (Weiss/Haudum 1976; Scheutz 1985, 226 ff.). Bei einer vergleichbaren Sprechergemeinschaft im rip. Dorf Kelzenberg verglich Jünger-Geier (1989, 76 ff.) die Varietätenverwendung gegenüber verschiedenen Gesprächspartnern und beobachtete, daß umgangssprachliche Merkmalsmuster vor allem gegenüber Respektspersonen und Kindern auftraten. Auch die Ergebnisse des Erp-Projektes, bei dem ein umfassender Bevölkerungsausschnitt eines rip. Ortes in Privatgesprächen und Interviews aufgezeichnet wurde (Besch 1981, 1983), geben Aufschluß über die situative Varietätenverteilung. Die ortsfesten Landarbeiter des Sprechertyps A wechseln im Interview in eine dialektnahe Umgangssprache, während die Mehrheit der Untersuchten, die dem Sprechertyp B zuzurechnen ist, standardnähere Sprachlagen verwendet, wobei deutlich zwischen einer überregional-rip. und einer regio-

nenal zu unterscheiden ist (Lausberg 1993, 173ff.).

Eine besondere Aussagekraft über die umgangssprachlichen Anwendungsbereiche in rheinischen Kleinstädten besitzt die Aufzeichnung authentischer Alltagskommunikation von Handwerksmeistern, die Macha (1991, 195ff.) vorstellt. Sie wechseln im Kontakt mit ihren Kunden, Mitarbeitern, Lieferanten und Familienmitgliedern virtuos zwischen drei verschiedenen umgangssprachlichen Lagen, wobei die dialektnächste, die etwa gegenüber der eigenen Mutter und engen Freunden gesprochen wird, auch in der Werkstattkommunikation gilt. Die standardnächste wird gegenüber den eigenen Kindern, in der Einleitungsphase von Telefonanrufen und gegenüber Standard sprechenden Kunden verwendet, während die mittlere gegenüber Kunden, die selbst die Umgangssprache verwenden, zu beobachten ist.

Eine Sprechergemeinschaft vom Typ B stellen auch die großstädtischen Jugendlichen eines Arbeiterviertels im Ruhrgebiet dar, deren Varietätenverteilung Scholten (1988) untersuchte, indem sie den gruppeninternen Sprachgebrauch mit dem eines arrangierten Bewerbungsgespräches verglich. Dabei zeigten sich zwei durch Merkmalsfrequenzen klar unterschiedene umgangssprachliche Lagen, von denen die gehobene in einer deutlichen Distanz zum Standard blieb. Für die umgangssprachlichen Anwendungsbereiche in einer wmd. Großstadt liefert die Studie Steiners (1994, 104ff.), die das Sprachverhalten von 30 Bediensteten eines Mainzer Postamts analysiert, wichtige Aufschlüsse. In einem unbeobachteten Kollegengespräch verwenden sie eine tiefe Sprachlage, in der sie nur 4% ihrer zuvor ermittelten standardsprachlichen Möglichkeiten ausschöpfen. Die Sprachlage in einem Interview mit einem fremden Explorator hebt sich durchschnittlich deutlich davon ab, doch werden auch dort nur 18% der standardsprachlichen Möglichkeiten realisiert. Ein Drittel der Sprecher wechselt allerdings die Sprachlage zwischen Kollegengespräch und Interview überhaupt nicht, was die große Akzeptanz und den breiten Anwendungsbereich dieser tiefen Sprachlage kennzeichnet.

Nicht leicht zu deuten ist schließlich ein Befund, den Moosmüller (1991, 140ff.) in ihrer Studie zum situationsspezifischen Sprachgebrauch von Akademikern öst. Großstädte vorstellt. Dabei zeigt sich, daß zahlreiche Merkmale der gehobenen Umgangssprache,

die in einer Interviewsituation mit einer Häufigkeit von über 50% auftreten, auch noch in formellen bzw. öffentlichen Situationen, wie Vorträgen und Vorlesungen, zu 20–30% vorkommen. Da man Varianten wie [ægəmə:n, iz, a:x, məxəmə] ‘allgemein’, ‘ist’, ‘auch’, ‘machen wir’ nicht mehr zu einem regional gefärbten Standard im Sinne Königs (1989) rechnen kann, würde das die Annahme nahelegen, daß mindestens ein Teil dieser Sprecher auch in formeller Situation Standarddivergenz markiert. Vor diesen Hintergründen kann dem in Nord- und Mitteldeutschland beobachteten Prozeß der Zurückdrängung von Umgangssprachen aus ihren früheren Anwendungsbereichen kaum ein prognostischer Wert für die zukünftige Entwicklung im gesamten Sprachraum zuerkannt werden.

4.3. Kommunikative Funktionalisierungen

Daß die Sprachlagenwahl nicht nur von der äußeren Situation bestimmt sein kann, sondern umgekehrt auch die Situation bestimmt, hat durch die Anregung ags. Forschung in den letzten Jahrzehnten zunehmend Beachtung gefunden. Gumperz (1971, 294ff.; 1982, 59) hatte das nicht durch äußere Gegebenheiten bedingte „metaphorical switching“ als Mittel der Gesprächsorganisation interpretiert, Giles (1973, 1982) als ein Instrument, um dem Adressaten im sozialpsychologischen Sinn Konvergenz bzw. Divergenz zu signalisieren. In den dt. Untersuchungen, die zunächst Funktionalisierungen zum Zweck der Dialogsteuerung (Schwitalla 1979), Imagearbeit (Holly 1979), Rollenzuweisung (Sornig 1983) und Beziehungsgestaltung (Selting 1983) beschrieben, zeichneten sich früh zwei Hauptfunktionen des Sprachlagenwechsels ab: 1. die inhaltliche Bewertung des Besprochenen, 2. die Steuerung des Interaktionsverlaufs bzw. seines Interpretationshintergrundes.

Die Ausschöpfung dieser Möglichkeiten ist allerdings den verschiedenen Sprechergemeinschaften in unterschiedlichem Maße möglich. In Gemeinschaften vom Typ A hat der Dialekt zwar in der Regel den Beiklang der Vertrautheit und Direktheit, die Umgangssprache dagegen des Unpersönlichen und Geschäftlichen, doch bleiben die Möglichkeiten zur Instrumentalisierung dieser Bedeutungen begrenzt. Beim Sprechertyp B konnte jedoch, auch wo er nur über einen begrenzten Kommunikationsradius verfügte, mehrfach gezielter Varietätenwechsel nachgewiesen werden. Sandhöfer-Sixel (1988, 208ff.)

beobachtete in einem rhfrk. Dorf den Wechsel in Standardrichtung als Mittel zur Charakterisierung arroganter Personen, den Wechsel in Richtung Basisdialekt bei der symbolischen Darstellung einfältiger Menschen. Bei den „kleinen Leuten“ der Mannheimer Innenstadt kennzeichnen Sprachlagenänderungen in ähnlicher Weise die emotionelle Einstellung gegenüber besprochenen Personen oder Maximen, dienen aber auch zur Intensivierung und Pointierung von Äußerungen (Kallmeyer/Keim 1994, 161ff.; Keim 1995a, 254ff.). Vergleichbare Funktionalisierungen beobachtete Salewski (1998a, 124ff., 1998b) bei älteren Bergleuten des Ruhrgebietes.

Eine wesentliche Funktionserweiterung erfährt die Sprachlagenwahl in Sprechergemeinschaften mit einem weiteren Kommunikationsradius. So beobachtete Auer (1986) in einem Telefongespräch zwischen obd. Antiquitätenhändlern, daß durch Sprachlagenmodulation in Richtung Standard die geschäftliche Relevanz von Äußerungen markiert wird, während Verschiebungen in Dialektrichtung zur Sicherung der Beziehungsebene dienen. Rheinische Handwerksmeister wechseln in eine standardnahe Lage, um spielerisch eine moralisierende Rolle einzunehmen, während sie dialektnahe Lagen wählen, um den Formalitätsgrad einer Äußerung abzuschwächen, gelegentlich auch um den niedrigen Rang eines Adressaten zu markieren (Macha 1991, 201ff.). Für die politische Frauengruppe eines Mannheimer Neubaugebietes signalisieren standardnahe Lagen den Übergang zu formellen Interaktionen wie Diskussionseröffnung, Auftragserteilung und Appell an Grundsätze, während eine mittlere Lage der schnellen Verständigung untereinander dient, der Wechsel in die Dialektnähe der Abschwächung von Vorwürfen (Schwitalla 1995a, 483ff.).

Über noch umfassendere Möglichkeiten zur Instrumentalisierung der Sprachlagenwahl verfügt der Sprechertyp C, für den Standard- und Substandardlagen in der Alltagskommunikation in gleicher Weise ausschöpfbar sind. Beispiele dafür sind etwa der Chef, der seine Angestellten in der Umgangssprache anspricht, um seine Anordnungen leichter durchzusetzen, und der Bürgermeister, der seine Rede zur Preisverleihung in versuchter Mundart hält (Henn-Memmesheimer 1989b), aber auch die erfolgreiche Journalistin, die durch den Wechsel zwischen drei Lagen Verständnis bzw. Distanz markiert (Selting 1983),

und der ehemalige Bundespräsident v. Weizsäcker, der sich auf eine Provokation hin mit einem Wechsel ins Berlinische und dem gleichzeitigen Übergang zum *Du* Respekt verschafft (Schlobinski 1988). Eingehendere Beschreibungen liegen bereits vor über den Abgeordneten mit akademischem Grad, der auf Versammlungen seine umgangssprachlichen Lagen gezielt zur Steuerung von Situationsinterpretation und Adressatenbeziehung einsetzt (Holly 1990), über den offiziellen Schlichter eines Nachbarschaftsstreites, der institutionelles und menschlich vermittelndes Sprachhandeln durch Lagenwechsel indexikalisiert (Henn-Memmesheimer u. a. 1998) und über die gebildeten Frauen eines Lesekreises, die den Sprachlagenwechsel zur Beziehungsgestaltung und Selbstdarstellung einsetzen (Schwitalla 1995a, 238ff.).

Insgesamt macht die Vielfalt der beobachteten Funktionalisierungen den Entwurf eines übergreifenden Bedeutungssystems erforderlich, für das etwa die von Levinson (1990, 91ff.) entwickelte Kategorie der Sozialdeixis einen Rahmen geben kann.

Sprachlagenwahl wäre dann in ähnlicher Weise wie die Verwendung von Anredepronomina, von Titeln und Hypokoristika oder von sozialstilistisch konnotierter Lexik als Mittel zur Gestaltung der Rollenbeziehung und zur Steuerung des Interpretationshorizontes von Sprachhandlungen zu verstehen (Mihm 1995, 28ff.). Da diese abgeleiteten Verwendungen der Umgangssprache mit der Zunahme der Sprechergemeinschaften vom Typ C noch an Bedeutung gewinnen werden, verdienen die Funktionalisierungsverfahren das weitere Interesse der Linguisten.

5. Literatur (in Auswahl)

Abraham, Werner/Josef Bayer (Hrsg.), Dialektsyntax. Opladen 1993.

Ahrens, Ingrid, Merkmale des gesprochenen Missingsch im Hamburger Raum, untersucht an einem kompetenten Sprecher. Zulassungsarbeit (masch.). Hamburg 1975.

Ammon, Ulrich, Vorbereitung einer Explizit-Definition von „Dialekt“ und benachbarten Begriffen mit Mitteln der formalen Logik. In: Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen 1983, 27–68.

Ders., Varietäten des Deutschen. In: Vilmos Ágel/Regina Hessky (Hrsg.), Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik. Tübingen 1992, 203–223.

- Auer, Peter, Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: DS 14, 1986, 97–124.
- Ders., Phonologie der Alltagssprache. Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. Berlin 1990.
- Ders., Modelling Phonological Variation in German. In: Werlen 1995, 9–37.
- Bahder, Karl von (Hrsg.), Das Lalebuch. Halle 1914.
- Barbour, Stephen/Patrick Stevenson, Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin 1998.
- Baumgärtner, Klaus, Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig. Berlin 1959.
- Baur, Arthur, Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? Winterthur 1983.
- Baur, Gerhard W., Die Mundarten im nördlichen Schwarzwald. Marburg 1967.
- Becker, Horst, Umgangssprache und Dialekt im Obersächsischen. In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 11, 1936, 1–16.
- Ders., Sächsische Mundartenkunde. Entstehung, Geschichte und Lautstand der Mundarten des obersächsischen Gebietes. Neu bearb. v. Gunter Bergmann. Halle 1969.
- Bellmann, Günter, Probleme des Substandards im Deutschen. In: Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen 1983, 105–130.
- Ders., Substandard als Regionalsprache. In: Germanistik. Forschungsstand und Perspektiven. Tl. 1: Germanistische Sprachwissenschaft. Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur. Berlin 1985, 211–218.
- Ders., Zweidimensionale Dialektologie. In: Ders. (Hrsg.), Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart 1986, 1–55.
- Ders., Zur Technik und Aussagefähigkeit zweidimensionaler Dialekterhebung und Dialektkartographie am Beispiel des Mittelrheinischen Sprachatlases. In: Stickel 1997, 271–290.
- Beranek, Franz J., Die Umgangssprache und ihre Erforschung. In: Mu 60, 1950, 65–71, 263–267.
- Besch, Werner (Hrsg.), Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. 1–2. Berlin 1981, 1982.
- Ders., Entstehung und Ausprägung der binnensprachlichen Diglossie im Deutschen. In: Besch [u. a.] 1983, 1399–1411.
- Ders., Standardsprache und Mundarten in den deutschsprachigen Staaten. In: Stickel 1990, 182–232.
- Ders. [u. a.] (Hrsg.), Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 1.–2. Halbbd. Berlin 1982, 1983.
- Besch, Werner/Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Orts-sprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Berlin 1985.
- Besch, Werner/Oskar Reichmann/Stefan Sonder-egger (Hrsg.), Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Bd. 2. Berlin 1985. (HSK 21).
- Bethge, Wolfgang/Edeltraud Knetschke/Margret Sperlbaum, Sekundäre Mundartmerkmale und umgangssprachliche Typika in Stuttgarter Aufnahmen. In: Ulrich Engel/Paul Grebe, Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Bd. 2. Düsseldorf 1975, 18–48.
- Bichel, Ulf, Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen 1973.
- Ders., Umgangssprache. In: LGL 1980, 379–383.
- Ders., Zur Fragwürdigkeit der Einordnung von „Umgangssprache“ zwischen „Mundart“ und „Hochsprache“. Ketzereien zum Thema: Aufbau einer Gesamtsprache. In: JIG 20, 1988, 18–33.
- Bierwisch, Manfred, Struktur und Funktion von Varianten im Sprachsystem. In: Wolfgang Motsch (Hrsg.), Kontexte der Grammatiktheorie. Berlin 1978, 81–130.
- Blume, Herbert, Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen vom 18. bis ins 20. Jh. In: Braunschweigische Heimat 73, 1987, 21–32.
- Bonner, Maria, Umgangssprache in Neunkirchen. Eine Studie zur Sprachschichtenmischung. Saarbrücken 1986.
- Bowers, David, Umgangssprache = Alltagssprache? In: Mu 92, 1982, 163–173.
- Bräutigam, Kurt, Die Mannheimer Mundart. Heidelberg 1934.
- Braverman, Sigrun H., The City Dialect of Salzburg: A Definition of Dialect in Its Social Reality. Göttingen 1984.
- Bretschneider, Anneliese, Berlin und „Berlinisch“ in der märkischen Sprachlandschaft. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 24, 1973, 68–84.
- Brinkmann to Broxten, Eva, Stadtsprache – Stadtmundart. Studie zum Gebrauch und zur Funktion mundartnaher Sprachvarietäten in Frankfurt/Main. Tübingen 1986.
- Bromme, Ernst, Studien zur Dialektographie der Kreise Marburg, Kirchhain, Frankenberg. Marburg 1936.
- Bücherl, Rainald F. J., Regularitäten bei Dialektveränderung und Dialektvariation. Empirisch untersucht am Vokalismus nord-/mittelbairischer Übergangsdialekte. In: ZDL 49, 1982, 1–27.
- Ders., Dialektwandel und Sprachvariation als didaktisches Problem. Eine Bestandsaufnahme im

- bairisch-schwäbischen (lechrainischen) Übergangsdialekt. Regensburg 1995.
- Bynon, Theodora, Swabian Umgangssprache. In: Transactions of the Philological Society 1970. Oxford 1971, 25–61.
- Christen, Helen, Schweizerische Umgangssprachen: eine Herausforderung für die Dialektologie. In: Heinrich Löffler (Hrsg.), Alemannische Dialektforschung. Bilanz und Perspektiven. Beiträge zur 11. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen. Tübingen 1995, 27–46.
- Dies., Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen? In: Stickel 1997, 346–363.
- Cordes, Gerhard, Zur Terminologie des Begriffs „Umgangssprache“. In: Werner Simon/Wolfgang Bachofer/Wolfgang Dittmann (Hrsg.), Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag dargebracht. Berlin 1963, 338–354.
- Czichocki, Sieglinde/Ingeborg Heydrich/Helmut Langner, Die Erscheinungsformen der Sprache. Kritische Einschätzungen der Begriffsbestimmungen und Versuch einer terminologischen Abgrenzung. In: WZPP (Gesellsch.-Sprachw. Reihe. Sonderheft 1964), 113–124.
- Dahl, Eva-Sophie, Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik. In: Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin 1974, 339–387.
- Davies, Winifred V., Linguistic Variation and Language Attitudes in Mannheim-Neckarau. Stuttgart 1995.
- Debus, Friedhelm, Zwischen Mundart und Hochsprache. Ein Beitrag zur Stadtsprache – Stadtmundart und Umgangssprache. In: ZMF 29, 1962, 1–43.
- Ders., Stadt-Land-Beziehungen in der Sprachforschung. Theoretische Ansätze und Ergebnisse. Ludwig Erich Schmitt zum 70. Geburtstag gewidmet. In: ZfdPh 97, 1978, 362–393.
- Dingeldein, Heinrich J., Studien zur Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. Areale, stratische und diachron-kontrastive Analysen. Tübingen 1991.
- Ders., Grundzüge einer Grammatik des Neuhessischen. In: Joseph Kohnen/Hans-Joachim Solms/Klaus-Peter Wegera (Hrsg.), Brücken schlagen ... „weit draußen auf eigenen Füßen“. Festschrift für Fernand Hoffmann. Frankfurt 1994, 273–309.
- Ders., Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland“. Gebrauch und Räumlichkeit. In: Stickel 1997, 109–141.
- Dittmar, Norbert/Peter Schlobinski, Forschungsergebnisse aus dem Projekt „Stadtsprache Berlin“. In: Dies. (Hrsg.), Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin 1988, 41–81.
- Domaschnev, Anatoli I., Umgangssprache/Slang/Jargon. In: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Sociolinguistics. Soziolinguistik. 1. Halbbd. Berlin 1987, 308–315.
- Dost, Wolfgang, Untersuchungen zu den sprachlichen Existenzformen Mundart und Umgangssprache im Raum Wittstock unter Einschluß seines nördlichen Vorlandes. Diss. (masch.). Rostock 1975.
- Dressler, Wolfgang/Ruth Leodolter/Eva Chromec, Phonologische Schnellsprecheregeln in der Wiener Umgangssprache. In: Wolfgang Viereck (Hrsg.), Sprachliches Handeln – Soziales Verhalten. Ein Reader zur Pragmalinguistik und Soziolinguistik. München 1976, 71–92.
- Eichhoff, Jürgen, Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd. 1–2. Bern 1977, 1978. Bd. 3. München 1993.
- Ders., Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“: Neue Wege, neue Erkenntnisse. In: Stickel 1997, 183–220.
- Engel, Ulrich, Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart. Diss. (masch.). Tübingen 1954.
- Ders., Schwäbische Mundart und Umgangssprache. In: Mu 72, 1962, 257–261.
- Ders., Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche. Zur Gliederung der Alltagssprache. In: Mu 72, 1962, 298–307.
- Fleischer, Wolfgang, Namen und Mundart im Raum von Dresden. Bd. 1. Berlin 1961.
- Friebertshäuser, Hans, Heinrich J. Dingeldein, Wortgeographie der städtischen Alltagssprache in Hessen. Tübingen 1988.
- Frings, Theodor, Der Weg zur deutschen Hochsprache. In: Erich Gierach (Hrsg.), Jahrbuch der deutschen Sprache. Bd. 2. Leipzig 1944, 67–121.
- Froitzheim, Claudia, Artikulationsnormen der Umgangssprache in Köln. Tübingen 1984.
- Gernentz, Hans Joachim, Die Umgangssprache in der Schichtung der deutschen Nationalsprache. In: WB 11, 1965, 570–589.
- Ders., Die kommunikative Funktion der niederdeutschen Mundart und der hochdeutschen Umgangssprache im Norden der DDR. In: Sprachwissenschaftliche Arbeiten der Germanistenkommission Deutsche Demokratische Republik – Volksrepublik Polen. Berlin 1975, 88–139. (LStA 28).
- Geyl, Ernst-Günther, Was ist Umgangssprache? In: Muttersprache 85, 1975, 25–32.
- Giles, Howard, Accent mobility. A model and some data. In: Anthropological linguistics 15, 1973, 87–105.
- Ders., Interpersonale Akkomodation in der vokalischen Kommunikation. In: Klaus R. Scherer (Hrsg.), Vokale Kommunikation. Nonverbale Aspekte des Sprachverhaltens. Weinheim, Basel 1982, 253–277.

- Glück, Helmut, Sprachbewußtsein und Sprachwandel. Untersuchungen zur Geschichte des Ruhrgebietsdialekts. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 1, 1976, 33–68.
- Göschel, Joachim/Pavle Ivić/Kurt Kehr (Hrsg.), Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts“, Marburg/Lahn 5.–10. September 1977. Wiesbaden 1980.
- Goossens, Jan, Deutsche Dialektologie. Berlin 1977.
- Ders., Dialectologie en Taalvariatie. In: „Verslagen en Mededelingen“ van de Koninklijke Academie voor Nederlands Taal- en Letterkunde 1979, 1–16.
- Grober-Glück, Gerda, Berlin als Innovationszentrum von metaphorischen Wendungen der Umgangssprache. In: ZfdPh 94, 1975, 321–367.
- Große, Rudolf, Tradition und Innovation in der Umgangssprache der Großstadt. Theodor Frings zum 80. Geburtstag. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 89, 1967, 440–451.
- Ders. (Hrsg.), Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886–1968). Berlin 1990.
- Günther, Johannes, Die städtische Umgangssprache von Freiburg im Breisgau – eine sprachsoziologische Untersuchung. Diss. Freiburg 1967.
- Gumperz, John J., Language in Social Groups. Selected and Introduced by Anwar S. Dil. Stanford 1971.
- Ders., Discourse Strategies. Cambridge 1982.
- Haas, Walter, Reine Mundart. In: Harald Burger/Alois M. Haas/Peter von Matt (Hrsg.), Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Berlin 1992(a), 578–610.
- Ders., Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. In: Jan Arnoldus van Leuvenstein/Jan Berns (Hrsg.), Dialect and Standard Language in the English, Dutch, German and Norwegian Language Areas. Amsterdam 1992 (b).
- Harden, Theo, Untersuchungen zur r-Realisation im Ruhrgebiet. Analyse einer diatopisch-diastratischen Variation und ihrer Bewertung. Wiesbaden 1981.
- Hartmann, Dietrich, Standardsprache und regionale Umgangssprachen als Varietäten des Deutschen. Kriterien zu ihrer Bestimmung aus grammatischer und soziolinguistischer Sicht. In: International Journal of the Sociology of Language 83, 1990, 39–58.
- Hathaway, Luise, Der Mundartwandel in Imst in Tirol zwischen 1897 und 1973. Wien 1979.
- Heike, Georg, Suprasegmentale Analyse. Marburg 1969.
- Henn, Beate, Mundartinterferenzen am Beispiel des Nordpfälzischen. Wiesbaden 1978.
- Dies., Syntaktische Eigenschaften deutscher Dialekte. Überblick und Forschungsbericht. In: Besch [u. a.] 1983, 1255–1282.
- Henn-Memmesheimer, Beate, Nonstandardmuster. Ihre Beschreibung in der Syntax und das Problem ihrer Arealität. Tübingen 1986.
- Dies., Über Standard- und Nonstandardmuster generalisierende Syntaxregeln. Das Beispiel der Adverbphrasen mit deiktischen Adverbien. In: Holtus/Radtke 1989(a), 169–228.
- Dies., Nonstandard in optimalen Texten? In: Gerd Antos/Gerhard Augst (Hrsg.), Textoptimierung. Das Verständlichermachen von Texten als linguistisches, psychologisches und praktisches Problem. Frankfurt/M. 1989(b), 38–51.
- Dies. [u. a.], Nonstandard als Faktor bei der Strukturierung kommunikativer Situationen. Zur charakteristischen Verteilung von Indikatoren und Markern. In: Beate Henn-Memmesheimer (Hrsg.), Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl. Tübingen 1998.
- Henne, Helmut, Stichwort Umgangssprache. Werkstattbericht zum neuen ‘Paul’. In: Munske, Horst Haider u. a. (Hrsg.), Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin 1988, 813–826.
- Henzen, Walter, Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen. Zürich und Leipzig 1938. 2. Aufl. Bern 1954.
- Herrgen, Joachim, Koronalisierung und Hyperkorrektur. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. Stuttgart 1986.
- Ders./Jürgen Erich Schmidt, Dialektalitätsareale und Dialektabbau. In: Wolfgang Puschke/Werner Veith/Peter Wiesinger (Hrsg.), Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg 1989, 304–346.
- Herrmann-Winter, Renate, Auswirkungen der sozialistischen Produktionsweise in der Landwirtschaft auf die sprachliche Kommunikation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik. In: Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik. Berlin 1974, 135–190.
- Dies., Studien zur gesprochenen Sprache im Norden der DDR. Soziolinguistische Untersuchungen im Kreis Greifswald. Berlin 1979.
- Herwig, Axel, Kasselänisch von A bis Z. Kassel 1977.
- Himmelreich, Hildegard, Volkskundliche Beobachtungen an der Umgangssprache in Gelsenkirchen. Diss. (masch.) Münster 1939.
- Hofmann, Else, Sprachsoziologische Untersuchung über den Einfluß der Stadtsprache auf mundartsprechende Arbeiter. In: Ludwig Erich Schmitt (Hrsg.), Marburger Universitätsbund. Jahrbuch 1963. Bd. 2. Marburg 1963, 201–281.

- Holly, Werner, Imagearbeit in Gesprächen. Zur linguistischen Beschreibung des Beziehungsaspekts. Tübingen 1979.
- Ders., Politikersprache. Inszenierungen und Rollenkonflikte im informellen Sprachhandeln eines Bundestagsabgeordneten. Berlin 1990.
- Holtus, Günter/Edgar Radtke (Hrsg.), Sprachlicher Substandard. Bd. 1–3. Tübingen 1986, 1989, 1990.
- Hotzenköcherle, Rudolf, Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Aarau 1984.
- Jakob, Karlheinz, Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. Marburg 1985.
- Josten, Dirk, Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jhs. Sprachlandschaftliche Prioritäten. Sprachautoritäten. Sprachimmanente Argumentation. Frankfurt/M. 1976.
- Jünger-Geier, Ursula, Die Ortssprache des rheinischen Dorfes Kelzenberg. Köln 1989.
- Kallmeyer, Werner, Zur Bestimmung von kommunikativem und sozialem Stil. In: Keim 1995(a), 4–25.
- Ders./Inken Keim, Phonologische Variation als Mittel der Symbolisierung sozialer Identität in der Filsbachwelt. In: Werner Kallmeyer (Hrsg.), Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin 1994, 141–249.
- Karch, Dieter, Mannheim – Umgangssprache. Tübingen 1975.
- Ders., Zur Umgangssprache im Raum Heidelberg, Kaiserslautern, Worms. Tl. 1–2. Tübingen 1988.
- Keim, Inken, Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt „kleiner Leute“ in der Mannheimer Innenstadt. Berlin 1995(a).
- Dies., Die Westliche Unterstadt. In: Werner Kallmeyer (Hrsg.), Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen. Berlin 1995(b), 42–188.
- Dies., Sprachvariation und Kategorisierung. In: Werlen 1995, 159–174.
- Keller, Randolph E., Some Problems of German Umgangssprache. In: Transactions of the Philological Society. London 1966, 88–106.
- Ders., Die Deutsche Sprache und ihre historische Entwicklung. Bearbeitet und übertragen von Karl-Heinz Mulagk. Hamburg 1986.
- Keller, Thomas L., The City Dialect of Regensburg. Hamburg 1976.
- Kettmann, Gerhard, Sprachverwendung und industrielle Revolution. Studien zu den Bedingungen umgangssprachlicher Entwicklung und zur Rolle der Umgangssprache in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. In: Studien zur deutschen Sprachgeschichte des 19. Jhs. Existenzformen der Sprache. Berlin 1980, 1–120. (LStA 66/1).
- Ders., Die Existenzformen der deutschen Sprache im 19. Jh. Ihre Entwicklung und ihr Verhältnis zu einander unter den Bedingungen der industriellen Revolution. In: Joachim Schildt (Hrsg.), Auswirkungen der industriellen Revolution auf die deutsche Sprachentwicklung im 19. Jh. Berlin 1981, 34–97.
- Kettner, Bernd-Ulrich, Die norddeutsche Umgangssprache – eine neue Zweitsprache? In: Niederdeutsche Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke. Leer 1988, 95–113.
- Klepsch, Alfred, Lautsystem und Lautwandel der Nürnberger Stadtmundart im 19. und 20. Jh. Tübingen 1988.
- Kloss, Heinz, Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. Düsseldorf 1978.
- König, Werner, Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1–2. Ismaning 1989.
- Kremer, Ludger, Mundart im Westmünsterland. Aufbau, Gebrauch, Literatur. Borken 1983.
- Kretschmer, Paul, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen 1918.
- Kreymann, Martin, Aktueller Sprachwandel im Rheinland. Empirische Studie im Rahmen des Erp-Projektes. Köln 1994.
- Kufner, Herbert L., Strukturelle Grammatik der Münchner Stadtmundart. München 1961.
- Küpper, Heinz, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Bd. 1–6. Hamburg 1955–1970.
- Langner, Helmut, Sprachschichten und soziale Schichten. Zu einigen Problemen des Einflusses sozialer Faktoren auf den Sprachgebrauch. In: ZPSK 27, 1974, 93–104.
- Ders., Untersuchungen zur Mundart und zur Umgangssprache im Raum um Wittenberg. Berlin 1977.
- Ders., Zum Einfluß des Ostmitteldeutschen auf den Süden des Mittelmärkischen – Ein Vergleich mit der Entwicklung des Berlinischen. In: Schmidt 1988, 26–36. (LStA 174).
- Lasch, Agathe, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jhs. Dortmund 1910.
- Dies., „Berlinisch“. Eine Berlinische Sprachgeschichte. Berlin [o. J.] 1927.
- Lauf, Raphaela, „Regional markiert“: großräumliche Umgangssprache(n) im niederdeutschen Raum. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 119, 1996, 193–218.
- Lausberg, Helmut, Situative und individuelle Sprachvariation im Rheinland. Variablenbezogene Untersuchung anhand von Tonbandaufnahmen aus Erfstadt-Erp. Köln 1993.
- Levinson, Stephen C., Pragmatik. Ins Deutsche übersetzt von Ursula Fries. Tübingen 1990.
- Löffler, Heinrich, Gegenstandskonstitution in der Dialektologie: Sprache und ihre Differenzierungen. In: Besch [u. a.] 1982, 441–463.

- Ders., Germanistische Soziolinguistik. 2. überarb. Aufl. Berlin 1994.
- Lötscher, Andreas, Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. Frauenfeld 1983.
- Macha, Jürgen, Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Köln 1991.
- Martens, Hiltrud und Peter, Niederdeutsch-bedingte Abweichungen von der hochdeutschen Standard-Aussprache. In: Helma Behme (Hrsg.), Angewandte Sprechwissenschaft. Interdisziplinäre Beiträge zur mündlichen Kommunikation. Stuttgart 1988, 123–138.
- Martin, Victoria C., Modelle der Umgangssprache. Überlegungen zum theoretischen Status eines linguistischen Begriffs am Beispiel des Wiener Deutsch. In: ZDL 36, 1996, 129–156.
- Mattheier, Klaus J., Funktionswandel der Mundart. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 37, 1973, 348–356.
- Ders., Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg 1980.
- Ders., Variabilität zwischen Dialekt und Standardsprache. In: ZfG 1, 1987, 544–558.
- Ders., Überlegungen zum Substandard im Zwischenbereich von Dialekt und Standardsprache. In: Holtus/Radtke 1990, 1–16.
- Menge, Heinz H., 'Regionalsprache Ruhr'. Grammatische Variation ist niederdeutsches Substrat. Eine forschungsleitende Hypothese. In: KVndSpr. 84, 1977, 48–59.
- Ders., Einflüsse aus dem Polnischen im Ruhrgebiet? In: NdW 19, 1979, 86–116.
- Ders., Was ist Umgangssprache? Vorschläge zur Behandlung einer lästigen Frage. In: ZDL 49, 1982, 52–63.
- Ders., Westfälische Stadtsprachenforschung. In: NdW 24, 1984, 129–150.
- Ders., Sprachenpolitik gegenüber fremdsprachigen Minderheiten im 19. Jh. „Polen“ an der Ruhr. In: Rainer Wimmer (Hrsg.), Das 19. Jh. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin 1991, 125–135.
- Meyer-Markau, Wilhelm, Unsere hochdeutsche Sprache in ihrem Duisburger Alltagsgewande. In: Ders. (Hrsg.), Niederrheinische Sprachbilder. Duisburg 1893, 7–36.
- Mihm, Arend, Sprachlandschaft Duisburg. In: Literatur und Industriegesellschaft. Schriften der Gesellschaft der Freunde der Niederrheinischen Universität Duisburg 10, 1979, 211–236. [Wiederabdruck in: Ders. (Hrsg.) 1985, 201–222].
- Ders., Soziale Sprachvarietäten im niederrheinischen Industriegebiet. Opladen 1981.
- Ders., Zur Entstehung neuer Sprachvarietäten. Ruhrdeutscher Kasusgebrauch und seine Erklärung. In: ZGL 10, 1982, 263–294.
- Ders. (Hrsg.), Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart 1985.
- Ders., Prestige und Stigma des Substandards. Zur Bewertung des Ruhrdeutschen im Ruhrgebiet. In: Ders. 1985, 163–193.
- Ders., Alter und neuer Dialekt im Industriegebiet. Zum Sprachgebrauch in der Region Duisburg. In: Volkskultur an Rhein und Maas 8, 1989, 64–77.
- Ders., Die Bedeutung des Niederdeutschen für die Umgangssprachen Norddeutschlands. In: Beiträge zur deutschen Linguistik, Methodik und Didaktik (Kyoto) 4, 1990, 46–60.
- Ders., Die Realität des Ruhrdeutschen – soziale Funktion und sozialer Ort einer Gebietssprache. In: Konrad Ehlich u. a. (Hrsg.), Sprache und Literatur an der Ruhr. Essen 1995, 15–34.
- Ders., Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jh. In: Dieter Cherubim/Siegfried Grosse/Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jhs. Berlin 1998.
- Ders., Gesprochenes Hochdeutsch in der norddeutschen Stadt. Zur Modalität des Sprachwechsels im 16. und 17. Jh. In: Wagener, Peter (Hrsg.), Sprachformen. Deutsch und Niederdeutsch in europäischen Bezügen. Festschrift für Dieter Stellmacher zum 60. Geburtstag. Stuttgart 1999, 67–80.
- Mironov, Sergej A., Zur Schichtung der Schwäbischen Umgangssprache. In: ZPSK 33, 1980, 80–82.
- Mitzka, Walther, Beiträge zur hessischen Mundartforschung. Gießen 1946.
- Möhn, Dieter, Deutsche Stadt und niederdeutsche Sprache. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 96, 1973, 111–126.
- Moosmüller, Sylvia, Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch. Eine empirische Untersuchung. Stuttgart 1987.
- Dies., Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien 1991.
- Moser, Hugo, „Umgangssprache“. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen. In: ZMF 27, 1960, 215–232.
- Müller, Gunter, Hochsprachliche lexikalische Norm und umgangssprachlicher Wortschatz im nördlichen Teil Deutschlands. In: NdW 20, 1980, 11–130.
- Muhr, Rudolf/Richard Schrod/Peter Wiesinger (Hrsg.), Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien 1995.

- Munske, Horst Haider, Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung. In: Besch [u. a.] 1983, 1002–1018.
- Nabrings, Kirsten, Sprachliche Varietäten. Tübingen 1981.
- Neubert, Albrecht, Stilschichten. In: Neumann 1976, 597–603.
- Neumann, Werner (Hrsg.), Theoretische Probleme der Sprachwissenschaft. Bd. 1–2, Berlin 1976.
- Niekerken, Walter, Zu den Problemen der Zweisprachigkeit im niederdeutschen Raum (mit besonderer Berücksichtigung des Nordniedersächsischen). In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 76, 1953, 64–76.
- Ders., Probleme der Sprachschichten im Niederdeutschen Raum. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 83, 1960, 115–125.
- Oesterlink, Elisabeth, Mundartliche Züge in der Umgangssprache. Betrachtungen in Essens Süden (masch.). Essen 1938.
- Oglesby, Stefan, Mechanismen der Interferenz zwischen Standarddeutsch und Mundart in der Schweiz. Eine empirische Untersuchung bei Einwohnern der Agglomeration Luzern. Bern 1991.
- Polenz, Peter von, Die Altenburgische Sprachlandschaft. Untersuchungen zur ostthüringischen Sprach- und Siedlungsgeschichte. Tübingen 1954.
- Ders., Mundart, Umgangssprache und Hochsprache am Beispiel der mehrschichtigen Wortkarte 'voriges Jahr'. In: HBV 51/52, 1960, 224–234.
- Protze, Helmut, Mundart und Umgangssprache. In: Erhard Agricola/Wolfgang Fleischer/Helmut Protze (Hrsg.), Die Deutsche Sprache. Bd. 1. Leipzig 1969, 312–345.
- Ders., Bedeutung und Wirkung der städtischen Umgangssprache, vor allem Berlins und sächsischer Großstädte. In: Wolfgang Viereck (Hrsg.), Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses. Bamberg 29. 7.–4. 8. 1990. Regionalsprachliche Variation, Umgangs- und Standardsprachen. Stuttgart 1994, 425–451.
- Ders., Wortatlas der städtischen Umgangssprache. Zur territorialen Differenzierung der Sprache der Länder Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Berlin, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Köln 1997.
- Radtke, Ingulf I., Ein weiterhin ungeklärtes Problem der Sprachwissenschaft: Die Umgangssprache. In: Mu 83, 1973, 161–171.
- Reichmann, Oskar, Theorie des Dialektes: Aussagen und Fragestellungen der germanistischen Forschungsgeschichte. In: Klaus J. Mattheier (Hrsg.), Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen 1983, 1–26.
- Reiffenstein, Ingo, Zur phonologischen Struktur der Umgangssprache. In: Verhandlungen des 2. Internationalen Dialektologenkongresses in Marburg/Lahn. Wiesbaden 1968, 686–698.
- Ders., Sprachebenen und Sprachwandel im österreichischen Deutsch der Gegenwart. In: Herbert Kolb/Hartmut Lauffer (Hrsg.), Sprachliche Interferenz. Festschrift für Werner Betz zum 65. Geburtstag. Tübingen 1977, 175–183.
- Ders., Zur Theorie des Dialektabbaus. In: Göschel/Ivić/Kehr 1980, 97–105.
- Ders., Sprachlicher Konservatismus im sozialen Umbruch. Rollen und soziale Schichten in ihrem Einfluß auf das Sprachhandlungsverhalten in Ortsgemeinschaften. In: Besch/Mattheier 1985, 109–122.
- Ders., Dialektverfall oder Mundartrenaissance? – in Bayern und Österreich. In: Stickel 1997, 392–396.
- Rein, Kurt, Bestimmende Faktoren für den variierenden Sprachgebrauch des Dialektsprechers. In: Besch [u. a.] 1983, 1443–1455.
- Ders., Bayerns Mundarten. Eine Einführung in Verbreitung und Verwendung. In: Wolfgang Küpper (Hrsg.), Bayerns Mundarten. München 1991, 8–35.
- Renn, Manfred, Die Mundart im Raum Augsburg. Untersuchungen zum Dialekt und zum Dialektwandel im Spannungsfeld großstädtisch-ländlicher und alemannisch-bairischer Gegensätze. Heidelberg 1994.
- Ris, Roland, Dialekte und Einheitssprache in der deutschen Schweiz. In: International Journal of the Sociology of Language 21, 1979, 41–61.
- Rosenberg, Klaus-Peter, Der Berliner Dialekt – und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialekt-sprechender Berliner Schüler. Tübingen 1986.
- Rowley, Anthony Robert, Morphologische Systeme der nordostbayerischen Mundarten in ihrer sprachgeographischen Verflechtung. Stuttgart 1997.
- Ruoff, Arno, Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe „Idiomatca“ mit einem Katalog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen. Tübingen 1973.
- Ders., Sprachvarietäten in Süddeutschland. In: Stickel 1997, 142–154.
- Salewski, Kerstin, Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet. Stuttgart 1998(a).
- Dies., Intrasituative Sprachvariation bei Bergleuten im Ruhrgebiet. In: Beate Henn-Memmesheimer (Hrsg.), Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl. Tübingen 1998 (b), 125–134.
- Sandhöfer-Sixel, Judith, Modalität und gesprochene Sprache. Ausdrucksformen subjektiver Bewertung in einem lokalen Substandard des Westmitteldeutschen. Stuttgart 1988.
- Scheel, Käthe, Hamburger Missingsch. In: Werner Simon/Wolfgang Bachofer/Wolfgang Dittmann

- (Hrsg.), Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin 1963, 381–389.
- Scheuringer, Hermann, Sprachentwicklung in Bayern und Österreich. Eine Analyse des Substandardverhaltens der Städte Braunau am Inn (Österreich) und Simbach am Inn (Bayern) und ihres Umlandes. Hamburg 1990.
- Ders., Sprachvarietäten in Österreich. In: Stickel 1997, 332–345.
- Scheutz, Hannes, Strukturen der Lautveränderung. Variationslinguistische Studien zur Theorie und Empirie sprachlicher Wandlungsprozesse am Beispiel des Mittelhochdeutschen von Ulrichsberg/Oberösterreich. Wien 1985.
- Schildt, Joachim/Hartmut Schmidt (Hrsg.), Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. 2. Aufl. Berlin 1992.
- Schirmunski, Viktor M., Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Berlin 1962.
- Schläpfer, Robert, Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Stickel 1990, 192–197.
- Schlobinski, Peter, Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung. Berlin 1987.
- Ders., Code-switching im Berlinischen. In: Dittmar/Schlobinski 1988, 83–102.
- Schmidt, Gustav, Eine heimatliche Sprachschule – Auf der Grundlage des hamburgischen Sprachgebietes. Hamburg 1921.
- Schmidt, Hartmut, Überregionaler Sprachausgleich und städtische Umgangssprache aus Berliner Sicht. In: ZPSK 40, 1987, 743–757.
- Ders. (Hrsg.), Berlinisch in Geschichte und Gegenwart. Stadtsprache und Stadtgeschichte. (LStA 174). Berlin 1988.
- Ders., Von der mittelalterlichen Stadtsprache zum Berlinischen des 19. Jhs. Aspekte der Sprachgeschichte Berlins. In: Ders. (Hrsg.) 1988, 3–15.
- Ders., Die sprachliche Entwicklung Berlins vom 13. bis zum frühen 19. Jh. In: Schildt/Schmidt 1992, 111–182.
- Ders., Karl Philipp Moritz über Sprache, Hochdeutsch, Berliner Umgangssprache und märkischen Dialekt. In: Martin Fontius/Anneliese Klingenberg (Hrsg.), Karl Philipp Moritz und das 18. Jh. Tübingen 1995, 61–73.
- Schmidt, Jürgen Erich, Die mittelfränkischen Tonakzente. (Rheinische Akzentuierung). Stuttgart 1986.
- Schönfeld, Helmut, Die Umgangssprache. In: Wolfgang Fleischer u. a. (Hrsg.), Kleine Enzyklopädie. Deutsche Sprache. Leipzig 1983, 430–440.
- Ders., Varianten, Varietäten und Sprachvariation. In: ZPSK 38, 1985, 206–224, 264–267.
- Ders., Regional und sozial bedingte Differenzierungen im Berlinischen und ihre Wandlungen. In: Schmidt 1988, 65–74.
- Ders., Sprache und Sprachvariation in der Stadt. Zu sprachlichen Entwicklungen und zur Sprachvariation in Berlin und anderen Städten im Nordteil der DDR. (LStA 197). Berlin 1989.
- Ders., Die berlinische Umgangssprache im 19. und 20. Jh. In: Schildt/Schmidt 1992, 222–303.
- Ders., Aneignung und Verwendung städtischer Umgangssprache durch Zugewanderte. Forschungsmethoden und Erkenntnisse. (Am Beispiel von Berlin/Ost). In: Viereck 1994, 513–522.
- Ders., Berliner Stadtsprache. Tradition und Umbruch. In: Stickel 1997, 308–331.
- Scholten, Beate, Standard und städtischer Substandard bei Heranwachsenden im Ruhrgebiet. Tübingen 1988.
- Schwarzenbach, Rudolf, Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Studien zum Sprachgebrauch der Gegenwart. Frauenfeld 1969.
- Schwitalla, Johannes, Dialogsteuerung in Interviews. Ansätze zu einer Theorie der Dialogsteuerung mit empirischen Untersuchungen von Politiker-, Experten- und Starinterviews in Rundfunk und Fernsehen. München 1979.
- Ders., Die Vergegenwärtigung einer Gegenwart. Sprachliche Formen der sozialen Abgrenzung einer Jugendlichen Gruppe in Vogelstang. In: Werner Kallmeyer (Hrsg.), Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim. Berlin 1994, 467–577.
- Ders., Kommunikative Stilisierung von zwei Sozialwelten in Mannheim-Vogelstang. Berlin 1995(a).
- Ders., Vogelstang. In: Werner Kallmeyer (Hrsg.), Ethnographien Mannheimer Stadtteile. Berlin 1995(b), 189–343.
- Selting, Margret, Institutionelle Kommunikation: Stilwechsel als Mittel strategischer Interaktion. In: Linguistische Berichte 86, 1983, 29–48.
- Senft, Günter, Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterer Metallarbeiter. Untersuchung zu ihrer Begrenzung, Beschreibung und Bewertung. Bern 1982.
- Sluyterman v. Langeweyde, Wolf, Das Ruhrgebiet und seine Sprache. In: Mu 68, 1958, 1–7.
- Smazal, Lothar, Zur Implikationsanalyse. Ihre Möglichkeiten bei der Beschreibung dialektaler Sprachvariation. In: Günter Bellmann (Hrsg.), Beiträge zur Dialektologie am Mittelrhein. Stuttgart 1986, 192–229.
- Smolka, Hans Henning, Untersuchungen zur Umgangssprache in Nordhessen. Eine wortgeographische Studie. Marburg 1984.
- Sonderegger, Stefan, Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Besch/Reichmann/Sonderegger 1985, 1873–1939.

- Sornig, Karl, Indikatoren der Rollendistanz in Alltagsgesprächen. In: GL 5–6/81, 1983, 223–260.
- Ders., Umgangssprache: Zwischen Standardnorm und Intim-Variante. In: *International Journal of the Sociology of Language* 83, 1990, 83–103.
- Spangenberg, Karl, Eigenständige Merkmale der Umgangssprache und hyperkorrekte Interferenzen im Spannungsfeld zwischen Mundart und Literatursprache. In: WZUR 27, 1978, 15–21.
- Ders., Sprachsituation und Sprechweisen in thüringischen Städten. In: Große 1990, 114–119.
- Ders., Determinanten für Funktion und Gestalt der Umgangssprache in Thüringen. In: Viereck 1994, 523–532.
- Steger, Hugo, Bemerkungen zum Problem der Umgangssprachen. In: Werner Besch u. a. (Hrsg.), Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppingen 1984, 251–278.
- Ders., Über Sprachvarietäten und Existenzformen der Sprache. In: Große 1990, 39–50.
- Steiner, Christiane, Sprachvariation in Mainz. Quantitative und qualitative Analysen. Stuttgart 1994.
- Steinig, Wolfgang, Soziolekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen. Düsseldorf 1976.
- Stellmacher, Dieter, Niederdeutsch. Formen und Forschungen. Tübingen 1981.
- Ders., Ortssprachenanalysen und Regionalsprachenanalysen. Ein Vergleich. In: Besch/Mattheier 1985, 189–200.
- Stickel, Gerhard (Hrsg.), Deutsche Gegenwortsprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin 1990.
- Ders. (Hrsg.), Varietäten des Deutschen. Berlin 1997.
- Strübin, Eduard, Zur deutschschweizerischen Umgangssprache. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 72, 1976, 97–145.
- Tatzreiter, Herbert, Sprachentwicklung und Sprachveränderung in Ortsgemeinschaften (an Beispielen aus dem steirischen Murgebiet). In: Besch/Mattheier 1985, 123–138.
- Teuchert, Hermann, Ag. Lasch, „Berlinisch“. In: Teuthonista 5, 1929, 295–306.
- Thies, Udo, Die gesprochene Sprache im Ruhrgebiet – eine Monovarietät? Korpus- und Analysebeschreibung des Bochumer Projekts. In: Mihm 1985, 107–148.
- Trudgill, Peter, On Dialect. Social and Geographical Perspectives. Oxford 1983.
- Ungeheuer, Gerold, Bemerkungen zum Thema „Umgangssprache“. In: Ders. (Hrsg.), Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972, 207–212.
- Veith, Werner H., Zum Problem der umgangssprachlichen Unsystematik. In: Mu 78, 1968, 370–376.
- Ders., Intersystemare Phonologie. Exemplarisch an diastratisch-diatopischen Differenzierungen im Deutschen. Berlin 1972.
- Ders., Zur Variation der deutschen Verbflexion. In: Mu 87, 1977, 148–158.
- Ders., Zur Syntax der Umgangssprache. In: Dietrich Hartmann/Hansjürgen Linke/Otto Ludwig (Hrsg.), Sprache in Gegenwart und Geschichte. Festschrift für Heinrich Matthias Heinrichs zum 65. Geburtstag. Köln 1978, 199–208.
- Ders., Die Sprachvariation in der Stadt. Am Beispiel von Frankfurt am Main. In: Mu 93, 1983, 82–90.
- Viereck, Wolfgang (Hrsg.), Regionalsprachliche Variation, Umgangs- und Standardsprachen. Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses. Bamberg 29. 7.–4. 8. 1990. Bd. 3. Stuttgart 1994.
- Volmert, Johannes, Jugend und Ruhrgebietssprache: Die regionale Varietät in der Freizeit – und als Unterrichtsgegenstand? In: Konrad Ehlich u. a. (Hrsg.), Sprache und Literatur an der Ruhr. Essen 1995, 53–75.
- Weigt, Hans Georg, Dörfer in der Stadt? Lokale Sprachausprägung im Ruhrgebiet. In: Sprachreport 4, 1987, 17–18.
- Ders., Ruhrdeutsch: Mischsprache oder ‘Hochdeutsch auf Klumpen’? In: Volkskultur an Rhein und Maas 8, 1989, 78–82.
- Weiss, Andreas, Sprachgebrauch in Ulrichsberg/Oberösterreich. Eine Pilotstudie in kommunikativer Dialektologie. In: Besch [u. a.] 1982, 375–396.
- Ders./Peter Haudum, Sprachliche Variation im Zusammenhang mit kontextuell-situativen und sozialstrukturellen Bedingungen. In: Gerlinde Weiss (Hrsg.), Festschrift für Adalbert Schmidt zum 70. Geburtstag. Stuttgart 1976, 537–557.
- Werlen, Iwar (Hrsg.), Verbale Kommunikation in der Stadt. Tübingen 1995.
- Wiese, Joachim, Kleines Berliner Wörterverzeichnis. In: Schildt/Schmidt 1992, 347–422.
- Wiesinger, Peter, Die Ermittlung Oberschichtiger Sprachformen des mittelalterlichen Deutsch mit Hilfe der Dialektgeographie. In: Heinz Rupp/Hans-Gert Roloff (Hrsg.), Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses Basel 1980. Tl. 2. Bern 1980(a), 345–357.
- Ders., „Sprache“, „Dialekt“ und „Mundart“ als sachliches und terminologisches Problem. In: Göschel/Ivić/Kehr, 1980(b), 177–198.
- Ders., Sprachschichten und Sprachgebrauch in Österreich. In: ZfG 1, 1983, 184–195.
- Ders., Die Diagonalisierung des Deutschen seit dem 17. Jh. In: Besch/Reichmann/Sonderegger 1985, 1633–1651.
- Ders., Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: Stickel 1997, 9–45.

Wolfensberger, Heinz, Mundartwandel im 20. Jh. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa. Frauenfeld 1967.

Zehetner, Ludwig, Das bairische Dialektbuch. München 1985.

Zimmermann, Gerhard, Das Sächsische. Sprachliche und außersprachliche Einschätzungen der

sächsischen Umgangssprache. In: Mu 102, 1992, 97–113.

Zimmermann, Heinz, Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs. Syntaktische Studien zur baseldeutschen Umgangssprache. Bern 1965.

Arend Mihm, Duisburg

149. Neue Formen des Verhältnisses von Sprache und Visualität seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Mediale Kommunikation
2. Voraussetzungen
3. Die Wort-Bild-Medien
4. Die Bild-Wort-Medien
5. Sprache und Kunst
6. Literatur (in Auswahl)

1. Mediale Kommunikation

Die mediale Kommunikation wird heute beherrscht von den Wort-Bild- bzw. Bild-Wort-Medien. Sie haben sich überall durchgesetzt und meist eine Leitfunktion übernommen. Medien durchdringen sich gegenseitig oder ergänzen sich. Aus einem Roman entsteht ein Film oder ein Fernsehspiel. Eine Fernsehserie erscheint als Buch, reich bebildert aus der Vorlage. Medienprodukte wie Plakate, Zeitungen und Zeitschriften, bebilderte Bücher oder Bildbände, Bildergeschichten, Collagen, Filme, Fernsehbeiträge etc. sind als Wort-Bild- bzw. Bild-Wort-Formen kennzeichnend für die Kultur der vergangenen fünfzig Jahre. Mit ihr verbunden sind Charakteristika wie Simulation, Interface, Immaterialität, Simultaneität, Flüchtigkeit, Beschleunigung, Steigerung der Komplexität, Auflösung der räumlichen und zeitlichen Dimensionen, Auflösung der Einheit und Kontinuität des normalen Wahrnehmungsraumes, zuletzt des Sprachverlustes oder gar der Sprachlosigkeit.

2. Voraussetzungen

2.1. Fotografie

Die Erfindung der Fotografie erfolgte zu einer Zeit, in der die in der Renaissance einsetzenden Bemühungen, Erkenntnisse nicht durch Spekulation, sondern durch Naturbeobachtung und Experiment zu gewinnen, in

Gestalt des Positivismus ihren Höhepunkt erreichten. Wie das Mikroskop die unsichtbare Welt und das Teleskop die der Ferne erschlossen, so konnte die Fotografie neben der zugänglichen die unzugängliche und bewegte Natur der Beobachtung öffnen. Darüber hinaus diente sie der Dokumentation, der Vielfältigung, der Veranschaulichung und der Verbreitung von Wissen.

Als Abbildungen des Menschen technisch möglich wurden, mußte man betroffen feststellen, daß Aufnahmen exakt waren, den Abgebildeten aber unähnlich und untypisch zeigten. Deshalb begann man sich mit der Kunsttheorie auseinanderzusetzen und sich deren Gestaltungsmittel zu bedienen. Fotografen übernahmen Aufgaben der Maler, indem sie Portraits erstellten und dabei auf Komposition, Pose, Kleidung und Belichtung achteten.

Unter dem Einfluß der Neuen Sachlichkeit entsteht Ende der Zwanziger Jahre ein Programm, nach dem die sichtbare Welt mit den Mitteln der Fotografie so abzubilden sei, daß ein ästhetisch reizvolles Bild entsteht, durch das zugleich ein erhellendes Licht auf den dargestellten Gegenstand fällt. Mit Hilfe der Fotografie sollten Welt und Menschen besser beobachtet und verstanden werden. Die neu-sachliche Fotografie drang vor allem in sich stark entwickelnde Bereiche des modernen Lebens vor, in die Werbung und in die Massenmedien.

Dabei kam beiden die Nachrichtentechnik entgegen, die kostengünstige Sendernetze ermöglichte. Weltweit organisierten sich nach 1945 große Agenturen, die neben Nachrichtentexten auch Fotos anboten. Die bildjournalistischen Möglichkeiten wurden erweitert durch verbesserte Schwarz-Weiß- und Farbfilm, Kameras und Elektronenblitzgeräte.

Wolfensberger, Heinz, Mundartwandel im 20. Jh. Dargestellt an Ausschnitten aus dem Sprachleben der Gemeinde Stäfa. Frauenfeld 1967.

Zehetner, Ludwig, Das bairische Dialektbuch. München 1985.

Zimmermann, Gerhard, Das Sächsische. Sprachliche und außersprachliche Einschätzungen der

sächsischen Umgangssprache. In: Mu 102, 1992, 97–113.

Zimmermann, Heinz, Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs. Syntaktische Studien zur baseldeutschen Umgangssprache. Bern 1965.

Arend Mihm, Duisburg

149. Neue Formen des Verhältnisses von Sprache und Visualität seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Mediale Kommunikation
2. Voraussetzungen
3. Die Wort-Bild-Medien
4. Die Bild-Wort-Medien
5. Sprache und Kunst
6. Literatur (in Auswahl)

1. Mediale Kommunikation

Die mediale Kommunikation wird heute beherrscht von den Wort-Bild- bzw. Bild-Wort-Medien. Sie haben sich überall durchgesetzt und meist eine Leitfunktion übernommen. Medien durchdringen sich gegenseitig oder ergänzen sich. Aus einem Roman entsteht ein Film oder ein Fernsehspiel. Eine Fernsehserie erscheint als Buch, reich bebildert aus der Vorlage. Medienprodukte wie Plakate, Zeitungen und Zeitschriften, bebilderte Bücher oder Bildbände, Bildergeschichten, Collagen, Filme, Fernsehbeiträge etc. sind als Wort-Bild- bzw. Bild-Wort-Formen kennzeichnend für die Kultur der vergangenen fünfzig Jahre. Mit ihr verbunden sind Charakteristika wie Simulation, Interface, Immaterialität, Simultaneität, Flüchtigkeit, Beschleunigung, Steigerung der Komplexität, Auflösung der räumlichen und zeitlichen Dimensionen, Auflösung der Einheit und Kontinuität des normalen Wahrnehmungsraumes, zuletzt des Sprachverlustes oder gar der Sprachlosigkeit.

2. Voraussetzungen

2.1. Fotografie

Die Erfindung der Fotografie erfolgte zu einer Zeit, in der die in der Renaissance einsetzenden Bemühungen, Erkenntnisse nicht durch Spekulation, sondern durch Naturbeobachtung und Experiment zu gewinnen, in

Gestalt des Positivismus ihren Höhepunkt erreichten. Wie das Mikroskop die unsichtbare Welt und das Teleskop die der Ferne erschlossen, so konnte die Fotografie neben der zugänglichen die unzugängliche und bewegte Natur der Beobachtung öffnen. Darüber hinaus diente sie der Dokumentation, der Vielfältigung, der Veranschaulichung und der Verbreitung von Wissen.

Als Abbildungen des Menschen technisch möglich wurden, mußte man betroffen feststellen, daß Aufnahmen exakt waren, den Abgebildeten aber unähnlich und untypisch zeigten. Deshalb begann man sich mit der Kunsttheorie auseinanderzusetzen und sich deren Gestaltungsmittel zu bedienen. Fotografen übernahmen Aufgaben der Maler, indem sie Portraits erstellten und dabei auf Komposition, Pose, Kleidung und Belichtung achteten.

Unter dem Einfluß der Neuen Sachlichkeit entsteht Ende der Zwanziger Jahre ein Programm, nach dem die sichtbare Welt mit den Mitteln der Fotografie so abzubilden sei, daß ein ästhetisch reizvolles Bild entsteht, durch das zugleich ein erhellendes Licht auf den dargestellten Gegenstand fällt. Mit Hilfe der Fotografie sollten Welt und Menschen besser beobachtet und verstanden werden. Die neu-sachliche Fotografie drang vor allem in sich stark entwickelnde Bereiche des modernen Lebens vor, in die Werbung und in die Massenmedien.

Dabei kam beiden die Nachrichtentechnik entgegen, die kostengünstige Sendernetze ermöglichte. Weltweit organisierten sich nach 1945 große Agenturen, die neben Nachrichtentexten auch Fotos anboten. Die bildjournalistischen Möglichkeiten wurden erweitert durch verbesserte Schwarz-Weiß- und Farbfilm, Kameras und Elektronenblitzgeräte.

Schließlich erbrachte eine ständig verbesserte Drucktechnik Möglichkeiten, die Bildreproduktion zu optimieren. Der ein Jahrhundert lang für die Zeitung maßgebliche Hochdruck wurde weitgehend durch den Offsetdruck ersetzt, der eine wesentlich feinere Bildraasterung bei hohen Druckgeschwindigkeiten zuläßt. Zudem sind die Ergebnisse bei schlechterer Papierqualität besser als beim Hochdruck, insbesondere auch beim Farbdruck. Seit der Fotosatz in die Verlage einzog, werden die Rasternegative zusammen mit einem Blatt Positivmaterial durch ein Entwicklungsgerät geschickt. Dabei entsteht ein gerastertes Positiv, das gemeinsam mit den Textfahnen auf die Seite geklebt wird. Von der montierten Seite werden Seitennegativ und Druckform gewonnen.

Zunehmend löst die Elektronik die fotomechanische Reproduktion von Bildern ab. Scanner, die alle Reproarbeiten minuten-schnell gleichzeitig ausführen, ersetzen die Reprokamera. Sie tasten auch farbige Vorlagen elektronisch ab und geben sie in gerasterter Form wieder aus. Elektronische Montagesysteme sorgen für die Integration des Bildes in den Text. – Zur Bildübertragung dient heute die FAX-Technik.

2.2. Film

Indem er Bewegung und damit auch zeitlich Dauer fixiert, übertrifft der Film den dokumentarischen Charakter der Fotografie. Er macht Körper in der Bewegung speicherbar und stellt so die zeitliche Entfaltung der Realität dar. Der Film ermöglicht es dem Zuschauer, gleichzeitig an mehreren Plätzen zu sein. Abgesehen vom Dokumentarfilm besteht das Wesen des Films nicht im Versuch einer einfachen Wiedergabe von Wirklichkeit, sondern in der artifiziellen Synthese von Bildern. Montage und Schnitt charakterisieren ihn und können ihn zu einem Werk der Kunst machen. Der Film bildet 'Wirklichkeit' nicht einfach ab, sondern verweist auf mögliche und unter Umständen 'neue' Wirklichkeiten.

Die ersten brauchbaren Film-Aufnahme- und Wiedergabe-Apparate entstanden kurz vor der Jahrhundertwende. Es dauerte bis in die zwanziger Jahre, bis mit dem Triegon-Verfahren bei Einsatz von Elektronenröhren, elektrostatischen Lautsprechern und fotoelektrischen Zellen der moderne Tonfilm möglich wurde. 1929 kam der erste in Deutschland ins Kino. 1941 folgte der erste Farbspielfilm.

2.3. Fernsehen

Das Fernsehen ist eine Weiterentwicklung des Rundfunks. Es ist ein 'visuelles Radio'. 1923/24 steht der erste brauchbare elektronische Bildabtaster, die Ikonoskop-Röhre, zur Verfügung, die seit 1934 serienmäßig hergestellt wird. 1935 wurde in Berlin ein auf 180-Zeilen-Bilder ausgereifter 'Fernseh-Versuchsbetrieb' eröffnet. Ein ab 1936 ausgestrahltes Programm mit der Übertragung der XI. Olympischen Spiele blieb ein publizistischer Torso, ein Medium ohne Publikum. Erst 1952 begann nach zweijähriger Erprobung das Fernsehprogramm der Nachkriegszeit, nun mit der Europa-Norm von 625 Zeilen.

2.4. Video

Video ist eine Art 'optisches Tonband'. Der Videorecorder speichert den Bewegungsfluß von Fernsehsignalen, macht ihn beliebig wiederholbar und damit in seiner Zeitstruktur veränderbar. Video dient ursprünglich der Dokumentation von und der Information über Wirklichkeiten. Durch Zeitraffer, Standbild und Zeitlupe ist der Zuseher befreit, der Linearität des Bildablaufs zu folgen, was es ihm ermöglicht, deren Künstlichkeit zu erkennen. Videorecorder wurden in den fünfziger Jahren eingesetzt in Fernsehstudios zur Programmdistribution. Seit Mitte der sechziger Jahre ist die Kommunikationstechnologie individuell verfügbar.

2.5. Computernetze

Die durch Schrift und Druck bewirkte 'Technologisierung des Wortes' tritt durch den Computer in ihre dritte Phase. Die schnelle Verfügbarkeit und die räumliche Darstellung des Wortes werden durch seine Verwendung gesteigert. Nicht das Hören, sondern das Sehen bestimmt die Auffassung. Die Wirklichkeit, bzw. der Wirklichkeitsausschnitt wird digitalisiert. Wirklichkeiten werden nicht mehr dargestellt, sondern erzeugt. Digitalisiert werden nicht nur Wörter, Geräusche, Töne, sondern auch Bilder, Zeichenaussagen, Filme. Schrift und Druck werden in ihrer Speicherfunktion weithin abgelöst, aber nicht ersetzt. Es ist zu erwarten, daß der Umgang mit Presseerzeugnissen, vielleicht auch deren Form, sich verändern werden.

3. Die Wort-Bild-Medien

3.1. Zeitschriften und Zeitungen

Lange Zeit war das Bild Informationsmittel vor allem für Analphabeten, denen in erster Linie religiöse und politische Inhalte vermit-

telt wurden. Der Verbreitung von Wand- oder Buchmalerei waren jedoch enge Grenzen gesetzt. Erst die Erfindung des Holzschnitts Ende des 14. Jhs. und nachfolgender Drucktechniken (Kupferstich, Radierung) ließ die Verwertung in Büchern, mehr aber in Flugblättern und -schriften, Meßrelationen, Zeitungen und Zeitschriften zu. Die Illustrationen gaben den Käufern das Gefühl, etwas Wertvolles zu besitzen. Ihre langwierige Herstellung kümmerte nicht, da die Publikationen noch keinen Anspruch auf Aktualität erhoben. Der Naturalismus setzte mehr auf die Wirklichkeitstreue der Bilder, denen die traditionellen Techniken nicht mehr entsprachen. Zugleich machten die Reproduktionsmöglichkeiten für die Fotografie seit 1881 den Druck wesentlich billiger. Kulturpessimisten warnten vor einer Illustrationskrankheit, der 'Autotypitis'. Die seit 1891 erscheinenden Illustrierten, eine Presseform, die vom Bild quasi geschaffen wird, nutzten neben der Autotypie vor allem die neu entwickelte Momentfotografie. Es folgen die übrigen Zeitschriften sowie die Zeitungen, als deren Papierqualität dies zuläßt. Durch die 1907 geschaffene Möglichkeit, Bilder telegrafisch zu übermitteln, wird der Spielraum wesentlich erweitert.

Die immer nuancierter werdende Fotografie erweitert nicht nur den Blick auf alle Lebenssphären. Sie verklärt zunehmend ihre Objekte, ästhetisiert sie. Es gelingt ihr, auch Bilder des Elends zum Gegenstand des Genusses zu machen, wofür vor allem die Arbeiter-Illustrierte-Zeitung zwischen 1925 und 1933 Beispiele liefert. Durch Bildmontagen, wie sie in den Arbeiten von John Heartfield gipfeln, sowie durch Bildfolgen kann ein zusätzlicher ästhetischer Reiz gewonnen werden, zugleich auch eine besondere, evtl. neue Sicht der zu vermittelnden Sachverhalte. Die Wirkung einer fotografischen Gegenüberstellung, gekoppelt mit einer knappen, aber treffenden Unterschrift, kann wesentlich größer sein als die eines zündenden Leitartikels. Im NS-Staat wird die Illustration zu einem 'hervorragenden publizistischen Kampfmittel'. Die Schnelligkeit, mit der ein Leser ein Bild erfassen kann, prädestiniert es gegenüber dem Text, der Wort nach Wort aufbereitet werden muß. Durch seine „Anschaulichkeit spricht das Pressefoto zu jedem in einer sofort verständlichen Sprache“ (Stiewe 1936, 34). Aufgrund seiner unbegrenzt suggestiven Kraft und einer starken gefühlsmäßigen Wirksamkeit bietet das Bild einen hohen

Grad von Identifikationsmöglichkeit, läßt dann den Eindruck auch nachhaltig im Gedächtnis haften. Der Zeitungsleser nehme ein Bild

„augenblicklich in sich auf, schlagartig dringt es in das Bewußtsein des Beschauers ein, selbst wenn er gar nicht die Absicht hatte, sich mit dem dargestellten Gegenstand zu beschäftigen. Das kommt vor allem dem aufklärenden und belehrenden, dem appellierenden wie überhaupt jeder Art tendenziösen Bild zugute“ (Stiewe 1936, 34).

Der dokumentarische Schein des Fotos, der den Leser quasi zum Augenzeugen macht, belegt ihm Wahrheitsgehalt und Authentizität des Dargestellten. Von den Produzenten her sind Bildfälschung wie Bildlüge einkalkuliert. Wichtig ist der propagandistische Effekt, in den natürlich der Begleittext mit einbezogen wird. Ein Bild mit amerikanischen Luftgeschwadern kann informierend mit der Zeile „Luftmanöver amerikanischer Streitkräfte“ betitelt werden oder suggerierend mit „So rüsten die anderen!“.

Die 1952 von Springer im Direktverkauf herausgebrachte 'Bild'-Zeitung wendete sich an den 'optischen' Menschen, den modernen Alphabeten, der hungrig war nach visuellen Eindrücken, und dem eine „gedruckte Antwort auf das Fernsehen“ angeboten werden sollte (Springer 1972, 144 A. 1). Springer hatte die Hinwendung zum bloßen Bildblatt, zur 'Tagesillustrierten' damit erklärt, er sei sich „seit Kriegsende darüber klar“ gewesen, „daß der deutsche Leser eines auf keinen Fall wollte, nämlich nachdenken. Und darauf habe ich meine Zeitungen eingerichtet“ (Springer 1959). Deshalb erinnerte er sich daran, „daß Bilder tausendmal schneller den Weg zum Gehirn des Menschen fänden“ als Texte (Müller 1968, 73), und ließ ein Billigblatt konzipieren, das vor allem angefüllt war mit Agenturfotos. Die Action-Bilder auf den Schauseiten des vierseitigen Blattes waren knapp betextet. Ihnen gesellten sich Comic-Strip-Serien und eine Kunstbetrachtung als visuelle Einheiten, der Tagesspruch sowie der Kommentar, weiter Nachrichten, kurze Artikel, Kolportagen, 'Novelletten', Horoskope und Witze und zwischengestreut vor allem Anzeigen hinzu. Die angepeilten Massen der Nichtdenker wurden mit dem 10-Pfennig-Blatt allerdings nicht erreicht, so daß man rasch übergehen mußte, die Bild-Legenden auszuweiten, neben Meldungen auch Berichte, Geschichten, Erzähl-Serien aufzunehmen. Riesige Schlagzeilen als 'Augenfänger' sollten zum Kauf am Kiosk animieren. Aus

dem Bildblatt mit eingestreuten Texten wurde ein Textblatt, dessen immer noch überaus zahlreiche Bilder aber die Aufgabe der visuellen Ergänzung übernahmen. Anders als bei normalen Zeitungen blieb auch die Grundkonzeption, die von der Auflösung bzw. Zersetzung der Genres des klassischen Journalismus (Bericht, Reportage, Nachricht, Kommentar etc.), der Texte und Sätze ausging. Die Dynamisierung des Umbruchs zielte auf maximale Reizeffekte für den schnellen Leser. Er bekam Sensationen und Exklusivitäten schreiend angekündigt, mußte sich aber dann auf einer der nächsten Seiten mit Banalitäten, Alltäglichkeiten oder Erfindungen abspeisen lassen.

Seit 1983 vermochte es der Verlag, durch Ableger die Bild-Konzeption zu multiplizieren.

Die Regenbogen-Presse selbst mit Wochenendblättern wie 'Neue Post für die Frau', 'Das Neue Blatt', 'Das Neue', '7 Tage', '2. die zwei', 'Frau im Spiegel', 'Praline', 'Freizeit Revue', 'Das goldene Blatt' setzt auf bunte Bilder von Prominenten sowie mehr oder weniger erfundene Stories über diese. Wichtig ist der leichte Konsum wie der Appell an die Gefühle.

Für den Markt der Yellow-Press ist es wichtig, junge Leser und Leserinnen an ihre Produkte heranzuführen. Blätter wie 'Bravo' haben vor allem diese Funktion. Seriöser als die Regenbogen-Blätter geben sich vor allem Frauenzeitschriften wie 'Freundin', 'Für Sie', 'Petra', 'Madame', 'Cosmopolitan', überwiegend Bildblätter mit Themen wie Mode, Kosmetik, Wohnen, Kochen, Gesundheit, Lebenshilfe. Emanzipatorischen Anspruch erheben 'Emma' und 'Courage'.

Auf 'originelle' Optik, technisch perfekt präsentiert, setzen vor allem die Illustrierten. Wenigstens fünfzig Prozent des verfügbaren redaktionellen Raumes werden von Bildern eingenommen, wobei sich der Bildanteil gegenüber der Vorkriegszeit verdoppelte. Thematisiert kann nur werden, was optimal zu visualisieren ist. Wenn nicht der Idealzustand eintritt, daß auf ein Thema ein begnadeter Fotograf zusammen mit einem flotten Schreiber angesetzt werden kann, dann gilt die Priorität des Bildes, das groß und geschickt plziert herauszustellen ist. Die Illustrierte bietet nicht den primären Nutzen der Aktualität, noch verfügt sie über den Zwang, lesernahes Geschehen bis hin zu den Todesanzeigen anzubieten. Sie muß den Rang eines Markenartikels gewinnen, ein Produkt sein, an dessen Lektüre

man sich gewöhnt. Während die Zeitung überwiegend vom Agenturangebot lebt, sowohl auf der bildlichen wie auf der textuellen Ebene, muß die Zeitschriftenredaktion kreativ sein, das ins Bild zu rücken, was nicht schon in der Tageszeitung abgebildet war oder im Fernsehen durch Nachrichten oder Magazine flimmerte. Was die Agenturen nicht brachten, was im Fernsehen überhaupt nicht oder nur kurz zu sehen war, muß in seinen Einzelheiten wie in seiner Emotionalität sichtbar gemacht werden. Wenn ein Rennwagen in der Luft zerbricht oder an einer Mauer zerschellt, dann zeigt das Bild oder die Bildserie die Details, das davonfliegende Rad oder den Fahrer oder beide. Als Beate Klarsfeld 1968 den Bundeskanzler Kiesinger ohrfeigte, brachte der 'Stern' die Phasen dieser Ohrfeige auf drei Doppelseiten, geliefert von einem Amateurfotografen, den es aber durch Recherche aufzustoßern galt.

Wo Bilder vom Originalereignis nicht vorhanden sind, werden sie nachgestellt. Sie gelingen dann häufig besser, sind schärfer, wirken affektiver auf den Betrachter. Im Textbereich wird meist differenziert zwischen recherchierenden und gestaltenden Journalisten. Es herrscht Arbeitsteilung. Jeder Text durchläuft mehrere Stationen, wird immer wieder daraufhin kontrolliert, vom Anfang bis zum Ende hochinteressant zu sein. Deshalb werden Artikel mehrfach neu geschrieben, immer wieder der bildlichen Umgebung, dem Layout neu angepaßt. Man müht sich um die sprachliche Form, um den Artikelaufbau, um die Dramaturgie des Textes, um die integrierten Effekte.

In den Grenzbereich zur Visualisierung gehört die Überschrift. Man setzt auf treffende, pointenhafte Schlagzeilen. Zur Hochzeit von Tina Onassis mit einem russischen Schiffsmakler brachte der 'Stern' über einem opulenten Hochzeitsmenü den Titel „Hummer und Sichel“. Als Franz Josef Strauß Kanzlerkandidat wurde, zeigte der 'Stern' auf einer Doppelseite Strauß mit riesigem Nacken von hinten und betitelte „Das Kreuz des Südens“, womit wenigstens drei Bedeutungen suggeriert waren.

'Herzstück' der Illustrierten sind die Bild-Reportagen, und unter diesen wieder die Titel- oder Aufreißer-Story. Zentral ist die Wechselwirkung zwischen Bild und Text. Während der Text überwiegend informiert und determiniert, den weiteren situativen Kontext, in dem die Bilder stehen, erläutert, konkretisiert und 'versinnlicht' das Bild die Text-Information.

Die gegenseitige Kommentierung wird durch das Layout festgelegt. Der hochentwickelte Rotationstiefdruck erlaubt zahlreiche raffinierte Varianten. Das einfachste Prinzip besteht in der Addition auf der einen, in der polaren Anordnung auf der anderen Seite. Diese formalen Mittel entpuppen sich in Verbindung mit konkreten Bildinhalten als wichtiger Bestandteil der sich zwischen den Bildern abspielenden Bildrhetorik innerhalb der größeren Einheit Bildreportage. Mit dem Prinzip der parallelen Wiederholung oder Redundanz bestimmter Bildinhalte kann ein Verstärkereffekt erreicht werden. Dagegen tendiert die polare Anordnung inhaltlich zur Darstellung von Kontrasten, von Gegensätzen, von Widersprüchen. Antithetisches Operieren kann aber Widersprüche nicht nur deutlich machen im Sinne einer aufklärerischen Wirkung; es können auch Pseudo- oder Scheinwidersprüche manipulativ, im Sinne einer Verschleierung realer Widersprüche, hochgeputzt werden.

Möglich sind auch alle Arten der Überblendung und Montage. Kleinere Bilder können in größere, Texte in Bilder und Bilder in Texte integriert werden. Helle Texte können vor dunklem Bildhintergrund aufscheinen. Schlagzeilen können sich dunkel von grauen oder frischfarbigen Fotos abheben. Alle Elemente können halbtönig ineinander verfließen oder abrupt kontrastreich aufeinanderprallen.

Unterstreicht die Bild-Unterschrift die Bildaussage, versucht sie durch Zusatzinformation eindeutig zu machen, zu bekräftigen, evtl. auch zu ironisieren, antithetisch zu kommentieren, so nimmt der eigentliche Textteil der Reportage die in der Bilderserie angeschlagene thematische Tendenz sammelnd und ordnend, ergänzend, Schwerpunkte setzend auf und bringt sie auf einen Gesamtnenner. Der Text ist gewissermaßen das informatorische Gerüst, um das sich die visual-sinnlichen Bildaussagen einhüllend legen.

Eine spezielle Sonderform der Bild-Reportage bietet die 'Bunte'. Sie lebt fast ausschließlich von den im Druck brillant wiedergegebenen Farbfotos. Die Bildmontage wird lediglich durch längere Bild-Über-, Unter- und Nebenschriften ergänzt. Hier nähert sich die Illustrierte den Blättern der Yellow-Press.

Neben der Bild-Reportage steht der Foto-Essay, der vor allem die Handschrift des Fotografen verrät. Er berichtet und kommentiert fast ausschließlich durch seine Bilder, die er selbst durch wenige Textzeilen ergänzt.

In sog. Klatschecken herrschen Einzelbilder vor, die lediglich durch längere Unterschriften ergänzt werden und so eine eigenständige und abgeschlossene Mini-Reportage bilden.

Der Versuch, in den Anzeigenmarkt der Illustrierten einzudringen, führte die Zeitungsverleger dazu, ihren Zeitungen sog. Supplements beizugeben. Dabei entwickelten sich seit Anfang der siebziger Jahre immer eigenständiger werdende Magazine, oft farbig, in Heftformat und im Kupfertiefdruck auf Papier von höchster Qualität. Redaktionell bedeutete dieser Trend eine Diversifizierung der Tageszeitung, ein Mehr für die Leser und vor allem für die Betrachter. Im Spezialbereich der sog. Programm-Supplements erhielten die Hörfunk- und Fernsehprogrammzeitschriften Konkurrenz. Die Illustrierte 'Stern' schlug insofern zurück, als jedem Exemplar das 'stern-tv-Magazin' beigelegt wird.

Der Erfolg, den die Bildblätter seit den fünfziger Jahren erzielten, verleitete natürlich auch die Tagespresse dazu, immer mehr auf die 'Bildinformation' zu setzen. Dabei geht es um Veranschaulichung vor allem von Dingen, die geschrieben nicht so gut zu vermitteln sind. Es geht um die Illustration des Textes, der notfalls auch alleine stehen könnte. Es geht um die Auflockerung des Umbruchs, um das Vermeiden des Eindrucks einer 'Bleiwüste', und es geht vor allem um optische Anreize. Bilder erfüllen für Leser von Tageszeitungen die Aufgabe von Fixpunkten, die zuerst die Aufmerksamkeit auf sich lenken, die man zuerst betrachtet. Die Bildnachricht kann deshalb auch eine starke Beeinflussung ausüben, manchmal eine stärkere als der Text. Sie kann mehr emotionalisieren und meinungsbildend wirken. Dabei bleibt unberücksichtigt, daß bestimmte Bilder gegenüber anderen vom gleichen Geschehen redaktionell bevorzugt werden, um eben in eine bestimmte Richtung zu wirken, etwa Aktion vorzutäuschen, wo diese nur partiell stattfand. Bilder dienen zudem stark der Personalisierung. In der Abonnementpresse sind es vor allem die Politiker, die 'Repräsentanten' des Volkes. Durch deren Fotos wird dem Leser immer wieder verdeutlicht, daß andere für ihn handeln, politisch aktiv sind. Politisches Handeln findet im Vollzug dieser Tatsachen heute fast ausschließlich in Begleitung von Fototerminen statt, wobei die realen Situationen oft geschönt werden, z. B. durch einen freundlich erscheinenden Händedruck von Kontrahenten.

Zentral für die Bildauffassung ist die Bildunterschrift. In manchen Fällen genügen Namensnennung und Ort der Aufnahme. Meist sind Ergänzungen notwendig. Ein Foto heftig agierender Händler in einem Börsensaal gewinnt durch den Begleittext 'Panik an der Börse. Vermögen werden vernichtet, Tausende sind ruiniert' eine andere Bedeutung als mit dem folgenden: 'Hausse an der Börse. Aktien notieren phantastische Preise'. Insgesamt kann die Bildaussage durch den Text ergänzt, damit aussagekräftiger und wahrer werden. Sie kann aber auch eingeengt oder gar verfälscht werden. Der Text kann dem Bild eine eindeutige Tendenz zuweisen, oder er kann dem zu Sehenden zuwiderlaufen.

3.2. Buch

Über die Jahrhunderte hinweg sind Illustrationen in einem Buch dem Text funktionell untergeordnet, erläutern ihn mit den bildlichen Mitteln, bedeuten eine mehr oder weniger entbehrliche Beigabe. Seit in Frankreich 1851 fotografisch illustrierte Bücher erschienen, wurde der Bild-Bestandteil zunehmend selbständiger, gewichtiger, kam ihm eine größere Bedeutung für die Konstitution des Ganzen zu, so daß heute bei Bildbänden nicht mehr eigentlich von Illustration die Rede sein kann.

Die in Zeitschriften zuerst auftauchenden Wort-Bild-Formen wie der Bildbericht, der Fotoroman und andere Formen der Bildergeschichten, vor allem der Comic strip, gibt es auch in Buchform, wo sie einen Teil der Produktion von 'illustrierten' Büchern ausmachen. Hier sind die Bilder nicht mehr Beigabe zu einem in sich geschlossenen Text, sondern integraler, konstitutiver Teil des Gesamttextes. Eine solche mittragende Bedeutung haben Bilder vielfach auch in Kinder- und Jugendbüchern. Maßgeblich sind dann didaktische Ziele, während sonst Ausstattungs- oder Repräsentationsüberlegungen maßgeblich werden. Wenn während der Weimarer und der NS-Zeit einem Buch zur Erläuterung bzw. zum besseren Verständnis des Inhalts Bilder, vor allem Fotografien beigegeben waren, so wurden diese, meist auf glänzend-glattem Papier gedruckt und damit qualitativ schlecht, gemeinsam auf mehreren Seiten zusammengefaßt und irgendwo zwischen die Textseiten gesteckt. Sie waren also nicht dort, wo sie den Text illustrieren sollten. Nach 1945 bekamen Bücher mehr Bilder auf besserem Papier und einen Platz, wo sie eine Funktion übernehmen. Texte und Bilder ent-

stammen überwiegend dem gleichen Stoffkreis, was nicht bedeutet, daß sich nebeneinander angeordnete Bilder und Textteile unmittelbar aufeinander beziehen. Sie müssen sich weder in den Stoff teilen, etwa indem die Bilder die Personen zeigen, die im Text agieren, noch müssen sie ihrer Faktur nach aufeinander bezogen sein, etwa indem im Text Fehlendes ergänzt wird. Der Zusammenhang kann sehr eng sein, aber auch sehr lose.

Literarisch-ästhetisches Interesse wird vor allem dort geweckt, wo sich Wort-Bild-Konstruktionen als Mittel oder Gegenstand künstlerischer Tätigkeit zeigen, etwa im 'Bilderbuch' von Kurt Tucholsky und John Heartfield 'Deutschland, Deutschland über alles' von 1929, in Bert Brechts 'Kriegsfibel' von 1945 bzw. 1955, oder in R. D. Brinkmanns Journal 'Rom, Blicke' von 1979, das mit einer Fülle von Bildmaterial durchsetzt ist, bzw. in dessen Gedichtesammlung 'Westwärts 1 & 2', die von umfangreichen Fotofolgen eingerahmt ist. Andere Autoren wie Peter Handke oder Jochen Gerz wären anzuführen.

3.3. Plakat

Die Semiotisierung der Umwelt gibt dem Plakat breiten Raum, vor allem in der Großstadt. In ihm war der Text zu Anfang ein Mittel zur Aufhebung der Bildillusion, am Ende ist er geradezu ein Aspekt der Illusionierung.

4. Die Bild-Wort-Medien

4.1. Film

Das steigende Bedürfnis nach visueller Anschauung trug nicht nur zum Aufschwung der Illustrierten Presse in der Weimarer Zeit bei, sondern auch des Films. Im Zeitraum zwischen 1924 und 1929 wuchs die Zahl der Kinos von 3.669 auf 5.078 und die der Sitzplätze von 1.315.246 auf 1.946.513 an (Schmitt 1932). Die Mehrzahl der Kinobesucher stammte aus proletarischen Kreisen, wobei als Grund vermutet wurde, daß sich das Filmbild „meist direkt an die Gefühlssphäre wende“ und „eine rationale Umsetzung der Bildgehalte nicht erforderlich sei“ (Siemek 1953). Der Stummfilm war Bild-Medium im eigentlichen Sinn, denn in ihm mußte die Logik der Handlung aus dem Auftreten und Benehmen der Schauspieler, ihrer Körperhaltung und ihren Körperbewegungen, ihrer Gestik und Mimik erschlossen werden. Zwischenstation zum Tonfilm ist der Stummfilm mit eingeblendeten Zwischentiteln, die um

1907 auftauchen. Anfänglich waren diese überlang, ja es gab Filme, die gut zur Hälfte aus Titeln bestanden. Dann lernte man, sich auf wesentliche Aussagen zu beschränken. Beim Tonfilm soll das Wort nur das Bild ergänzen, unterstützen, unterstreichen, erweitern, abrunden. Es soll deuten und begründen, gegenständlich vorausweisen und psychologisch vertiefen.

Dialogisch rekapituliert wird im besonderen auf gezeigte Handlungen oder Ereignisse, wenn neue Handlungspartner hinzutreten, denen das vorher Geschehene unbekannt ist. Weiter besteht eine wichtige Aufgabe des Dialogs darin, gezeigte Handlungen zu motivieren, sie zu begründen, abzusichern, zu ergänzen, zu vertiefen. Die einzelnen Dialogsequenzen charakterisieren die handelnden Personen, kennzeichnen sie als Typen, können sie trefflich karikieren, ihre Tätigkeiten ironisch pointieren oder zynisch kommentieren. Mit der Dialogorganisation kann im Film das Wesentliche herausgehoben, besonders Bedeutungsvolles unterstrichen werden, ist Spannung zu erregen und zu steigern. Gerade durch verbale Mißverständnisse, durch ein Aneinandervorbeireden können Konflikte entstehen, kann sich eine Katastrophe abzeichnen oder anbahnen. In Einzelfällen läßt sich Sprache auch verwenden, um in gestalterische Dimensionen vorzudringen, die dem reinen Bildzusammenhang verschlossen sind. Weiter läßt sich Sprache abheben vom Bildgeschehen, man kann ihr eine eigenständig deklamatorische Funktion übertragen wie z. B. in 'Hiroshima mon amour' oder ihr Vernunft und Logik nehmen wie in 'Zazie'. Im experimentellen Film können visuelle, akustische, literarische oder triviale Komponenten so weit getrennt werden, daß eigenständige Ausdruckseinheiten entstehen, die aber evtl. neue Sinnzusammenhänge erschließen. Für den Filmdialog ist wichtig, daß alle genannten Charakteristika Eindeutigkeit besitzen. Die Dialogführung muß in sich stimmig und nach außen, dem Zuschauer gegenüber als dem eigentlichen Adressaten des Dialogs, verständlich und durchsichtig sein. Sprache transportiert die Handlung nicht im Film, aber diese muß durch sie markiert, eindeutig verstehbar gemacht werden. Es dürfen beim Zuschauer keine Reflektionen ausgelöst werden, keine Spekulationen über den Gang und das mögliche Fortschreiten der Handlung bzw. der Entwicklung der Charaktere. Filmdialog ist konzentrierter Dialog, denn die im Film agierenden Personen sprechen dann,

wenn zu machende Aussagen von Bedeutung sind oder sein sollten, wenn etwas auszudrücken ist, was mit dem Bild, mit Bildsequenzen nicht allein auszudrücken wäre. Abweichungen von dieser Regel kennzeichnen den Gebrauchs- oder Trivial- bzw. den Experimentalfilm. Sparsamer Einsatz der Sprache ist funktional für die Wirkung eines Films, für seine Qualifikation, für seine Ästhetik.

Im Qualitätsfilm erzählt vor allem das Bild. Das Wort ist ihm unter- bzw. nebengeordnet. Es ergänzt, verdeutlicht, klärt. Ist es eindeutig, bedarf es keiner Redundanz, die ein Kennzeichnen des Dialogs in der Alltagssprache ist. Der Monolog ist Sache der Bühne, nicht des Films. Versuche, Sprachsymbole direkt in Bildsymbole zu übertragen, könnten zu lächerlichen Bilderkolportagen führen, etwa eine Bebilderung des Faust-Eingangsmonologs durch das Zeigen von Tier- oder Menschenskeletten oder Teilen davon („umgibt in Rauch und Moder nur/Dich Tiergeripp und Totenbein“). Gegenüber der theatralisch gehobenen Atmosphäre des Theaters ist die des Films gebremst. Große Ausbrüche, Emotionen, Affekte wären störend. Eine normale, ausgeglichene Sprechweise sowie eine zivile, leicht untertriebene Deklamation sind angemessen.

Das filmische Bild diktiert dem Zuschauer das Tempo seiner Betrachtung. Es steuert durch Kamerabewegungen oder durch die Bewegung des Dargestellten die subjektive Auswertung des dargebotenen optischen Materials. Das Wort ist Teil des Tons, muß sich gegen Geräusche und begleitende Musik durchsetzen, evtl. dagegen ankämpfen, die Aufmerksamkeit von dem eher dem Bild zugeneigten Zuschauer erheischen.

4.2. Fernsehen

Seit dem Ende des 19. Jhs. strebten Modelldenker und Technikpraktiker darnach, ein Live-Bild-Wort-Medium zu schaffen. In der Weimarer Zeit wurden Experimente veranstaltet, die mit Etiketten wie 'Radiomovie', 'Bildfunk', 'Fernkino', 'Funkfilm', 'Fernsprechverkehr', 'Bildrundfunk', 'Fernkinematographie' o. ä. versehen waren. Der Durchbruch kam jedoch erst Anfang der Fünfziger Jahre und ging einher mit einer Verlagerung des Bild-Wort-Konsums aus dem öffentlichen in den Privatbereich. Als 1957/58 die Verbreitung des Fernsehens die Millionengrenze überspringt, sinkt der Kinobesuch dramatisch. Aus anfänglichen knapp zwei Stunden Versuchsfernsehen wurde

schnell ein Programm mit strukturiertem Zeitraster, das sich dem Alltag der Menschen anschmiegt. Feste Sendeplätze wurden eingerichtet für die Nachrichten, für Magazine, Shows, Serien, Spielfilme usw.

Betrachtet man das Fernsehangebot als Collage, als Mixtur unterschiedlichster Elemente, hier allerdings im nahezu ununterbrochenen Fluß, so zeigt sich, daß in ihr die Bild-Elemente weit stärkere Beachtung finden als die sprachlichen. Wenn auch wichtige Unterscheidungsmerkmale zum Film bestehen, etwa technische (Filmband contra elektronische Zeilen; kleiner Bildschirm mit damit verbundenem Verlust der Suggestion; begrenztes Auflösungsvermögen; Reduktion der Informationsdichte; Bevorzugung des Zooms statt der Kamerafahrt), solche der Ausstattung (Fortfall der Preziosität kinematographischer Operationen zugunsten einfacher Lösungen aus Zeit-, Technik-, Geld- oder Phantasiegründen), der Empfangssituation, dem Live-Prinzip, der massenmedialen Verbreitung (Bilderschwemme, Bildinflation, Senkung der optischen Ansprüche), so betrachten TV-Theoretiker wie -Praktiker das Fernsehen primär als Bild-Medium. Aber auch für bewußte kreative Bildgestaltung fehlen Zeit und Geld, so daß die bildlich-formale Gestaltung von Tatsachen, Berichten, Meinungen überwiegend als beliebig austauschbar gesehen werden muß. Werden die filmischen Formen nicht entsprechend den Inhalten mitgedacht, mitgeplant, mitgestaltet, so bleiben die übermittelten Inhalte folgenlos, verschwinden in der 'Bilderschwemme'. Fernsehen als Bild-Kunst wäre möglich. Die Sternstunden sind aber verschwindend gering. Die Anerkennung einer Ästhetik des Aktuellen, Spontanen, Fragmentarischen, speziell auch des Journalistischen, führte weg vom Kunstcharakter des Mediums, hin zum überwiegend Live-Informierenden. In das auf Dauerkonsum angelegte Programm, in dem ein Beitrag jeweils den vorhergehenden 'verdrängt', sind alle Elemente psychohygienischen Wissens eingebaut: Reizflut, leicht zu erreichende Ablenkung, Entmüdung, Entspannung, Problemverdrängung, Kulissenwechsel. Die entwickelte Ästhetik entspricht allen elementaren Forderungen der Wahrnehmungspsychologie: prägnante Figuren (überschaubarer Aufbau der Einzelsendungen, Ankerpersonal; geometrische Ballette etc.), dynamische Elemente (Musik), Wiedererkennungseffekte (Publikumsliebliche), überraschende affektive Einschübe (Humor), Präsentation des

Unvorhersehbaren (Quiz, Rätsel), Präsentation des Unwahrscheinlichen (Zauberer), des Risikoreichen (Artisten), des von herkömmlichen Normen Abweichenden (Exoten), des Signalisierenden (Erotisches, Bunt, Glitzerndes). Die Wirkung bleibt aber flach, weil keine programmatischen, inhaltlichen 'Superzeichen' produziert werden, die sich durch ihre Gestaltqualität einprägen könnten. Lediglich die zahlreichen Wiederholungen von Typen, Stereotypen, Klischees als rhetorische Mittel des Bildes und vor allem auch der Sprache führen durch Redundanz zur ritualisierten Wahrnehmung.

Im Fernsehen ist die reproduzierte Welt oder Wirklichkeit eine bebilderte, z. T. eine vertonte. Sprache müßte in ihr zusätzlich eine Textwelt schaffen, die mit der Seh-, Hör- und Sinneswelt zu verknüpfen wäre. Die Sprache müßte Brückenfunktion erhalten, diese verschiedene und sonst getrennte Welt zu verbinden. Über ein sorgfältiges Formulieren der Texte, über eine möglichst genaue Kongruenz der Texte mit den Bildern, Geräuschen und der Begleitmusik müßte eine Einheit geschaffen werden, die über das Medium die Orientierung in der realen Welt für den Zuschauer erleichtern würde. Wo Sprache die Phantasie anregt, sie hungrig macht auf ihre eigenen Bilder, da bietet das Fernsehen eine Bilderflut an, sättigt damit die eigenen Vorstellungen, übersättigt sie aber meist. Phantasie wird dann vom Rezipienten gar nicht mehr erst gefordert. Bilder führen zu Bildern, die die Assoziation anregen können, die Umsetzung in Sprache bzw. die Deckung mit dem angebotenen Text aber verhindern. Die Orientierung des Zuschauers verbleibt in der Seh- und Hörwelt des Mediums, die ein Fertigbild anbietet, das die Mühe des Selbstbewältigens erspart. Die Fernsehwelt zeigt eine Als-Ob-Welt, suggeriert das Dabeisein sowohl in der Nah- wie in der Fernwelt, ersetzt das eigene Denken und Sprechen, die Eigensprache. Dauerkonsum des Mediums führt zur Sprachlosigkeit, wenn es hochkommt, zur Übernahme des Medienjargons.

4.3. Videoclip

Mit dem Videoclip entstand Ende der siebziger Jahre eine neue mediale Form, die zwar bestimmt ist von einer Film- bzw. Fernseh-technik, die aber den eingeübten Sehgewohnheiten Hohn spricht. Bilder sollen die Musik visualisieren, zielen dabei bewußt auf Provokation. Die Schritte folgen nicht den Bildhandlungen, sondern dem Rhythmus der

Musik. Die Farben sind grell. Die Technik orientiert sich am Machbaren, folgt nicht ästhetischen Kategorien. Videoclips repräsentieren Symbole, Jargon, Identifikationsmuster der jugendlichen Subkultur.

5. Sprache und Kunst

Im 20. Jh. treten Sprache und Bild, konkrete Literatur und bildende Kunst in einen qualitativ neuen, interaktiven Prozeß ein, der vor allem Positionen der 'avantgardistischen' Kunst verändert. Seit den Bewegungen des Kubismus, des Futurismus und des Dadaismus läßt sich in den verschiedenen Strömungen eine wechselseitige Durchdringung von Literatur und bildender Kunst beobachten. Die Literatur findet zur bildhaften Gestaltung, und die bildende Kunst eignet sich Elemente des Sprachlichen an. Seit Kubisten erstmals einzelne Buchstaben, Wortfragmente und Worte in ihre Bilder oder Textfragmente und ganze Texte in ihre Zeichnungen und Leinwände 'collagierten', wird die Kunst zunehmend 'lingualisiert'. Wird Sprache in das Kunstwerk integriert, so wird sie zum 'Medium' der Kunst. Geht Sprache einher mit dem Kunstwerk, so wird sie zu seinem komplementären 'Kommentar'. Tritt Sprache an die Stelle des Kunstwerks, so hebt sie das 'Werk' als 'artefactum' auf.

Mit der Integration von Sprachelementen in Bildern versuchen die Künstler, diese näher an die Realität heranzuführen. Die Zweidimensionalität der Bildfläche kann durch die eingemalten und collagierten Sprachversatzstücke betont werden. Zum anderen wird die graphische Qualität der Buchstaben und Texte betont. Indem die Sprachelemente dem Bild 'eingeschrieben' sind, verweisen sie auf ihre mediale Eigenständigkeit im Bildgefüge.

In den fünfziger und sechziger Jahren geht die 'konkrete' oder 'visuelle Poesie' davon aus, sich mit Sprache als 'Material' auseinanderzusetzen. Versucht wird eine Interaktion oder gar eine Fusion von Kunst- und Literatursystem. Schrifttexte werden zu Bildern, Bilder zu Schrifttexten. Bei Eugen Gomringer etwa gehen in den 'Konstellationen' Text und Fläche eine untrennbare, nicht linear zu 'lesende' Einheit ein. Die Anordnung ist so, daß sich der Text aus der optischen nicht in die akustische Dimension bringen läßt. Er bleibt fest verhaftet. Der Einzelbegriff oder Einzelbuchstabe verweist provokativ auf seine Existenz und auf den ästhetischen

Eigenwert von Schrift und Sprache. Die materiellen Substrate verselbständigen sich. Auf den semantischen Bereich der Sprache wird weitgehend verzichtet. Die Fläche erhält ihre eigene Grammatik. Sie nötigt dazu, den Text von ihr her zu denken, damit ihre Funktionen zur Geltung kommen können. Durch Aktionen, Performances, Videos und Multi-Media-Shows wird Sprache sowohl phonetisch wie optisch in die Kunst einbezogen. Über 'Entwürfe' und 'Rudimente' findet deren Bild und Text dann integriert wiederum den Weg in Ausstellungen und Museen.

Ausgehend von den Photo-Text-Montagen, die in der ersten Jahrhunderthälfte etwa von John Heartfield agitatorisch eingesetzt wurden, referiert eine junge Künstlergeneration in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kritisch die Mittel des literarischen Zitats, der Werbung, der Comics. Die Befragung heroischer Metaphern, die Banalität sprachlicher Standards, die poetisch-existentielle Erfassung des Lebens, das aggressiv politische Statement und die Irrealität einer Comic-Kultur zeigen die Spannweite an, in der Künstler ein neu definiertes Bewußtsein des Verhältnisses von Sprache und Bild aufweisen.

6. Literatur (in Auswahl)

Altrogge, Michael/Rolf Amann, Videoclips – die geheimen Verführer der Jugend? Berlin 1991.

Buddemeier, Heinz, Panorama, Diorama, Photographie. Entstehung und Wirkung neuer Medien im 19. Jh. München 1978.

Die Sprache der Kunst – die Beziehung von Bild und Text in der Kunst des 20. Jhs. Hrsg. v. Frankfurter Kunstverein. Frankfurt/M. 1994.

Faust, Wolfgang Max, Bilder werden Worte. Zum Verhältnis von bildender Kunst und Literatur im 20. Jh., oder Vom Anfang der Kunst im Ende der Künste. München 1977.

Freeman, Judi, Das Wort-Bild in Dada und Surrealismus. München 1990.

Gidalewitsch, Nahum, Bildbericht und Presse. Ein Beitrag zur Geschichte und Organisation der illustrierten Zeitungen. (Diss.) Basel 1956.

Hinkel, Hermann, Zur Funktion des Bildes im deutschen Faschismus. Bildbeispiele, Analysen, didaktische Vorschläge. Steinbach/Gießen 1974.

Macias, José, Die Entwicklung des Bildjournalismus. München 1990.

Marckwardt, Wilhelm, Die Illustrierten der Weimarer Zeit. Publizistische Funktion, ökonomische Entwicklung und inhaltliche Tendenzen (unter Ein-schluß einer Bibliographie dieses Presstypus 1918–1932). München 1982.

Müller, Hans Dieter, Der Springer-Konzern. Eine kritische Studie. München 1968.

Müller-Brockmann, Josef, Geschichte der visuellen Kommunikation. Von den Anfängen der Menschheit, vom Tauschhandel im Altertum bis zur visualisierten Konzeption der Gegenwart. Teufen 1971.

Schmitt, Walter, Das Filmwesen und seine Wechselbeziehungen zur Gesellschaft. Versuch einer Soziologie des Filmwesens. Freudenstadt 1932.

Schweikhardt, Josef, Ästhetik des Fernsehens. Wien 1980.

Siemek, Hermann, Der Film als kultursoziologisches Phänomen. Seine Physiognomie und seine Wirkung in der Gesellschaft. (Diss.) Heidelberg 1953.

Springer, Axel, Von Berlin aus gesehen. Zeugnisse eines engagierten Deutschen. Stuttgart 1972.

Springer, Axel im Evangelischen Sonntagsblatt, 5. 7. 1959, zit. nach Karlpeter Arens, Manipula-

tion. Kommunikationspsychologische Untersuchung mit Beispielen aus Zeitungen des Springer-Konzerns, Berlin 1973, 59.

Stiewe, Willy, Die Pressephotographie als publizistisches Mittel. Diss. Leipzig 1936.

Text und Bild. Bild und Text. Hrsg. v. Wolfgang Harms. Stuttgart 1990.

Unger, Eva-Maria, Illustrierte als Mittel der Kriegsvorbereitung in Deutschland. Köln 1984.

Weiß, Christina M., Seh-Texte. Zur Erweiterung des Textbegriffs in konkreten und nachkonkreten visuellen Texten. Diss. Saarbrücken 1982.

Zielinski, Siegfried. Audiovisionen. Kino und Fernsehen als Zwischenspiele in der Geschichte. Reinbek 1989.

Erich Straßner, Tübingen

150. Entwicklungstendenzen der Werbesprache seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Unveränderliche Grundzüge der Werbesprache
2. Unveränderte Grundzüge der Werbesprache
3. Die heutige Situation der Werbung
4. Auswirkungen auf die Werbesprache
5. Die Rolle der Frau in der Werbung
6. Werbung als Kunst?
7. Literatur (in Auswahl)

1. Unveränderliche Grundzüge der Werbesprache

Wirtschaftswerbung ist die Unterrichtung eines anonymen Publikums von der Existenz von Waren und Dienstleistungen und ihren Eigenschaften durch den Erzeuger oder Dienstleistenden oder eine von ihm beauftragte Agentur über verschiedene öffentliche Kommunikationswege in der Absicht, den Absatz des Angebotenen zu fördern. Die Wirtschaftswerbung ist eine neue, historisch einmalige Erscheinung, da sie an das Vorhandensein von Werbeträgern, an die Produktion von Massengütern und an die Kaufkraft eines egalitären Publikums gebunden ist. Sie ist zugleich eine neue und besondere Form der Massenkommunikation, und zwar ist sie eine künstliche und eine asymmetrische Kommunikation, in der es keinen kommunikativen Austausch der Partner gibt. Niemand, der in einem Kulturkreis mit Überproduktion lebt,

kann sich dieser einsträngigen Kommunikation entziehen. Der älteste Kommunikationsweg der Werbung führt über das Wort und das Bild in Druckmedien; jünger ist das gesprochene Wort im Hörfunk, das häufig mit Melodien und Gesang unterlegt ist, und der jüngste Weg ist die Kombination von Bild, Wort und Melodie im Fernsehen. Die Absicht des Anbieters, in dem anonymen Massenpublikum einen Kaufentschluß herbeizuführen, ruft unausweichlich einige grundlegende sprachliche Strategien hervor, die sich seit dem Auftauchen der modernen Wirtschaftswerbung im 18. Jh. (Stolze 1982) nicht verändert haben. Der Anbieter muß Aufmerksamkeit erregen und ersinnt dazu allerlei Auffälligkeiten in der Präsentation der Botschaft. Das geht bis zu Anstoß Erregendem in der Grammatik: *König Pilsener, das König der Biere*. Der Anbieter spricht von sich und seinem Produkt mit Worten hohen Selbstlobes: *Was man hier zu sehen bekommt, ist die vollkommene Harmonie zwischen Form und Funktion, zwischen Architektur und Hochspannungstechnik*. Er schmeichelt dem Verstand und dem Geschmack des potentiellen Kunden: *Wenn Sie von einem Fahrzeug mehr erwarten als andere, dann haben Sie gewiß von Haus aus Ihre eigenen Wertvorstellungen (Auto)*. Die Sprache der Werbung hat ein einziges stilistisches Register, das hyperbolische,

Müller, Hans Dieter, Der Springer-Konzern. Eine kritische Studie. München 1968.

Müller-Brockmann, Josef, Geschichte der visuellen Kommunikation. Von den Anfängen der Menschheit, vom Tauschhandel im Altertum bis zur visualisierten Konzeption der Gegenwart. Teufen 1971.

Schmitt, Walter, Das Filmwesen und seine Wechselbeziehungen zur Gesellschaft. Versuch einer Soziologie des Filmwesens. Freudenstadt 1932.

Schweikhardt, Josef, Ästhetik des Fernsehens. Wien 1980.

Siemek, Hermann, Der Film als kultursoziologisches Phänomen. Seine Physiognomie und seine Wirkung in der Gesellschaft. (Diss.) Heidelberg 1953.

Springer, Axel, Von Berlin aus gesehen. Zeugnisse eines engagierten Deutschen. Stuttgart 1972.

Springer, Axel im Evangelischen Sonntagsblatt, 5. 7. 1959, zit. nach Karlpeter Arens, Manipula-

tion. Kommunikationspsychologische Untersuchung mit Beispielen aus Zeitungen des Springer-Konzerns, Berlin 1973, 59.

Stiewe, Willy, Die Pressephotographie als publizistisches Mittel. Diss. Leipzig 1936.

Text und Bild. Bild und Text. Hrsg. v. Wolfgang Harms. Stuttgart 1990.

Unger, Eva-Maria, Illustrierte als Mittel der Kriegsvorbereitung in Deutschland. Köln 1984.

Weiß, Christina M., Seh-Texte. Zur Erweiterung des Textbegriffs in konkreten und nachkonkreten visuellen Texten. Diss. Saarbrücken 1982.

Zielinski, Siegfried. Audiovisionen. Kino und Fernsehen als Zwischenspiele in der Geschichte. Reinbek 1989.

Erich Straßner, Tübingen

150. Entwicklungstendenzen der Werbesprache seit der Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Unveränderliche Grundzüge der Werbesprache
2. Unveränderte Grundzüge der Werbesprache
3. Die heutige Situation der Werbung
4. Auswirkungen auf die Werbesprache
5. Die Rolle der Frau in der Werbung
6. Werbung als Kunst?
7. Literatur (in Auswahl)

1. Unveränderliche Grundzüge der Werbesprache

Wirtschaftswerbung ist die Unterrichtung eines anonymen Publikums von der Existenz von Waren und Dienstleistungen und ihren Eigenschaften durch den Erzeuger oder Dienstleistenden oder eine von ihm beauftragte Agentur über verschiedene öffentliche Kommunikationswege in der Absicht, den Absatz des Angebotenen zu fördern. Die Wirtschaftswerbung ist eine neue, historisch einmalige Erscheinung, da sie an das Vorhandensein von Werbeträgern, an die Produktion von Massengütern und an die Kaufkraft eines egalitären Publikums gebunden ist. Sie ist zugleich eine neue und besondere Form der Massenkommunikation, und zwar ist sie eine künstliche und eine asymmetrische Kommunikation, in der es keinen kommunikativen Austausch der Partner gibt. Niemand, der in einem Kulturkreis mit Überproduktion lebt,

kann sich dieser einsträngigen Kommunikation entziehen. Der älteste Kommunikationsweg der Werbung führt über das Wort und das Bild in Druckmedien; jünger ist das gesprochene Wort im Hörfunk, das häufig mit Melodien und Gesang unterlegt ist, und der jüngste Weg ist die Kombination von Bild, Wort und Melodie im Fernsehen. Die Absicht des Anbieters, in dem anonymen Massenpublikum einen Kaufentschluß herbeizuführen, ruft unausweichlich einige grundlegende sprachliche Strategien hervor, die sich seit dem Auftauchen der modernen Wirtschaftswerbung im 18. Jh. (Stolze 1982) nicht verändert haben. Der Anbieter muß Aufmerksamkeit erregen und ersinnt dazu allerlei Auffälligkeiten in der Präsentation der Botschaft. Das geht bis zu Anstoß Erregendem in der Grammatik: *König Pilsener, das König der Biere*. Der Anbieter spricht von sich und seinem Produkt mit Worten hohen Selbstlobes: *Was man hier zu sehen bekommt, ist die vollkommene Harmonie zwischen Form und Funktion, zwischen Architektur und Hochspannungstechnik*. Er schmeichelt dem Verstand und dem Geschmack des potentiellen Kunden: *Wenn Sie von einem Fahrzeug mehr erwarten als andere, dann haben Sie gewiß von Haus aus Ihre eigenen Wertvorstellungen (Auto)*. Die Sprache der Werbung hat ein einziges stilistisches Register, das hyperbolische,

und damit einen unverwechselbaren Charakter. Sie ist in keinem anderen gesellschaftlichen Zusammenhang benutzbar und von jedermann leicht zu erkennen. Doch ist sie keine Subsprache oder Variante einer Sprache mit einem eigenen Code oder bestimmten grammatikalischen Regeln wie ein Dialekt oder ein Soziolekt (Schifko 1982, 989). Öfters sagt man ihr einen Einfluß auf die Umgangs- oder sogar die Gemeinsprache nach (Baumgart 1992, 324ff.), aber dafür gibt es keinen Beweis. Man kann nur sagen, daß die Werbung Sprachmoden mitmacht, kaum, daß sie sie kreiert. Allenfalls vermehrt sie in der Gemeinsprache die Fremdwörter und die zusammengesetzten Adjektive nach dem Muster *atmungsaktiv, frühlingsfrisch*. Hin und wieder werden Slogans zitiert und parodiert, z. B. *Katzen würden Whiskas kaufen* als *Katzen würden Whisky saufen*, aber das wird auch sofort verstanden.

2. Unveränderte Grundzüge der Werbesprache

Sämtliche Eigenheiten der Werbesprache, die in einem 1968 erschienenen Buch über die „Sprache der Anzeigenwerbung“ (Römer) verzeichnet sind, haben sich bis zum Ende des Jahrhunderts erhalten, keine ist gänzlich verschwunden, und keine der heutigen Eigenheiten ist völlig neu. Nach wie vor bevorzugt die Werbung Substantive, vernachlässigt Verben und gebraucht unvollständige Sätze: *High Tech auf den ersten Blick*; kumuliert ihre Aussagen pleonastisch: *vollendet veredelter Spitzenkaffee*; benennt einfache Güter mit unangemessen „hohen“ Namen: So heißt ein einfaches Brathähnchen *Majestät*; gebraucht aufwertend zusammengesetzte Adjektive: *superbequem* (Schuhe); befiehlt: *Telefonieren Sie doch, wo Sie wollen*; liebt das Wortspiel: *WahnZinskontol/High Leitz/Das einzig Wahre*; *Warsteiner* (Bier) und den Doppelsinn: *Die Fahrkultur der Oberklasse* (Auto); hat ihre Schlüsselwörter, heute: *Anspruch, Freude, Genuß, Erlebnis, Bio-, ich will*; entkonkretisiert die Begriffe: *Schlafprogramm aus massiver Erle* (statt: *Schlafzimmer aus ...*). Im Verlauf der letzten vierzig Jahre sind allerdings Verschiebungen in den Eigentümlichkeiten eingetreten, manche Tendenzen haben sich verstärkt. Folgende Veränderungen fallen dem Betrachter auf: in Anzeigen die Zunahme längerer, belehrender Texte mit Informationen über die Produktherstellung und mit Erläuterungen fremdsprachiger Wörter, eine enorme

Vermehrung der Fachwörter und der Fremdwörter und eine Komplizierung der Produktnamen.

3. Die heutige Situation der Werbung

Veränderungen im Stil der Werbung sind zum Teil einer veränderten Marktsituation geschuldet. Die Werbung betreibt ihr Geschäft in einer Phase der Überproduktion und steht vor „gesättigten Märkten“ (Kroeber-Riehl 1991, 20), d. h. das Marktpotential ist nahezu ausgeschöpft und erzwingt einen bloßen Verdrängungswettbewerb. Hinzu kommt, daß die Produkte inzwischen voll ausgereift und gleich gut, d. h. nahezu austauschbar sind. Das erzeugt beim Empfänger der Werbung Informationsüberlastung und Desinteresse. Ohnehin wird geschätzt, daß nur 5% der Werbung ihren Adressaten erreichen (Kroeber-Riehl 1991, 15). Die Botschaften sind zwar persuasiv gemeint, aber der perlokutionäre Effekt ist höchst unsicher. Es gibt keine strenge Wirkungsforschung, die Käufe sind wahrscheinlich mehr der Kaufkraft des Publikums zu verdanken. Weiter kommt hinzu, daß eine Fülle neu entwickelter, hochkomplizierter technischer Geräte anzubieten ist: Telefone, Kameras, Musik- und Fernsehgeräte und Computer, die sämtlich in großer Vielfalt auf dem Markt sind. Die Werbung geht trotz dieser Umstände nicht etwa zurück, sondern hat noch immer zugenommen: Von 1970 bis 1985 hat sich die Zahl der beworbenen Marken nahezu verdoppelt, und zugleich hat sich die Zahl der Anzeigenseiten in den Zeitschriften verdoppelt (Kroeber-Riehl 1991, 23). 1993 hat die Werbung in Deutschland einen Umsatz von 50 000 000 000 DM erzielt (FAZ 12. 5. 1993). Die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten werden zu 30–40% von der Werbung finanziert, die Privatsender zu 100% (Kloepfer-Landbeck 1991, 17). Aus diesen materiellen Gründen, aber auch als Konzession an einen vielbeklagten Zeitgeist setzt die Werbung stärker noch als früher auf die Faktoren Prestige, Erlebnis und Individualität (Kroeber-Riehl 1991, 21; Stark 1992, 6, 93). Sie setzt voraus, daß der Kunde in erster Linie an Erlebnissen, Spaß, Freude, Unterhaltung, Prestige und „Selbstverwirklichung“ interessiert ist (Kroeber-Riehl 1991, 27) und sein Selbstwertgefühl aus dem Verbrauch teurer Waren bezieht. Folglich wird ein schlichtes Dessert zum *Dessertenerlebnis*, das Autofahren zum *Fahrerlebnis*, das Hören

und Sehen mit Unterhaltungsgeräten zum *Bild- und Klangerlebnis*. Der Kunde wird gefragt: *Ist Ihr Anspruch hoch genug?* (Auto), und ihm wird zugesagt, daß er durch den Verbrauch jener massenhaft produzierten Güter Individualität erlange: *Die Reifen, die Ihrem individuellen Fahrstil Farbe geben, individueller Duft* (Rasierwasser). Die Werbung bildet den potentiellen Käufer vielfach als ideal-schöne Figur in edler Umgebung ab, zwischen vornehmen Möbeln, neben eleganten Limousinen, die vor Schloß- und Hotel-einfahrten und vor Luxusläden stehen, oder als lachend-vergnügten und sportlich-legeren Menschen in der Freizeit. Sie schmeichelt: *Die schönen Seiten des Lebens sind für Sie keine Wunschträume, sondern ein selbstbewußter Ausdruck Ihrer persönlichen Freiheit* (Auto; der Satz ist gedanklich unklar). Die Gesellschaft, die in Texten und Bildern der Werbung dargestellt wird, ist noch mehr als vor Jahrzehnten eine Gesellschaft der Jungen, der Reichen, der Glücklichen, der Erfolgreichen und Selbstbewußten. Ein Schluß von der Werbung auf unsere Gesellschaft, die von ideologisierten Seiten ja als eine Elendsgesellschaft geschildert wird, müßte völlig fehlgehen.

Der Bildanteil der Werbung für Konsumgüter ist in Publikumszeitschriften von 50% in den sechziger Jahren auf 70–80% in den achtziger Jahren gewachsen (Kroeber-Riehl 1991, 17). Die Bilder sind manchmal von hoher künstlerischer Qualität, auch hier hat eine Entwicklung stattgefunden. Hinzugekommen ist eine umfangreiche szenische Werbung im Fernsehen, die eine besondere Behandlung verdiente. Hier nur so viel: Die dort beworbenen Waren sind meist einfacher Natur: Bier, Autos, Speisen, Speisezutaten, Waschmittel, häufig durch Kinder und Tiere und durch eine tränenselige Ausdrucksweise des Ansagers emotional aufgeladen. Aber die Sprache in den Fernsehspots ist einfach, verzichtet auf Raffinessen. Nach wie vor ist die Anzeige in Printmedien der hauptsächliche Werbeinformant, 60% der Werbeaufwendungen gehen in diesen Sektor (Stark 1992, 4), und nach wie vor ist die Sprache, trotz des eindrucklichen Bildes, das wichtigste Instrument der Werbung (Baumgart 1992, 315).

4. Auswirkungen auf die Werbesprache

4.1. Textlänge in Anzeigen

Unterschiedlich ist die Textlänge nur in Anzeigen, in Funk und Fernsehen ist sie von vornherein genormt. Es gibt nach wie vor

keine Präferenzen für kurze oder lange Texte in den Anzeigen, vielmehr kommen alle Typen vor: Bilder, die mitunter eine ganze Seite oder eine Doppelseite ausfüllen, mit wenigen Wörtern oder nur mit dem Warennamen oder mit dem Slogan und dem Warennamen; Texte mit wenig, unter 50 Wörtern, Texte mittlerer Länge, zwischen 50 und 100 Wörtern, in einem Block über oder unter dem Bild; und Texte mit viel Wörtern, über 200 bis zu mehreren hundert Wörtern. Auffällig ist jedoch die Zunahme längerer, und zwar jeweils erklärender Texte. Darin werden Werkstoffe, technische Verfahren und besonders die Umweltverträglichkeit beider erläutert, und es werden darin sogar Fach- und Fremdwörter für den Leser übersetzt und erläutert. Gewiß rücken diese Anzeigen in die Nähe der Public Relations, sie werben aber doch auch für Produkte: *Die automobile Spitzenklasse ist an ökologische Grenzen gestoßen. Nur ein Quantensprung kann sie überwinden. Ein Quantensprung ist der plötzliche Übergang aus einem Zustand in einen anderen* (Auto).

4.2. Zunahme des Fachwortes

Gegenwärtig wird eine „Verfachlichung und Verwissenschaftlichung der Sprache und der Kommunikation“ diagnostiziert (Drozd 1988, 1527, 1524), und das gilt auch für die Werbesprache. Noch vor zwanzig, dreißig Jahren war der Anteil der Fachwörter nicht so groß, wie er es heute ist. Die Gründe dafür liegen in der vermehrten Produktion hochtechnischer Gebrauchsgegenstände. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es sich bei der Werbesprache nicht um eine Kommunikation zwischen Fachleuten handelt, sondern um die einseitige Information interessierter Käufer. Darum sind die fachsprachlich durchsetzten Werbetexte auch niemals echte Fachtexte. Ob der Empfänger die Fachwörter versteht, hängt von seinem Interesse an der Ware und von seinen Vorkenntnissen ab. Die Zielgruppen der Werbung sind in diesem Falle unterschiedlich. Man kann schließen: Je mehr Fachwörter in einer Werbeinformation vorkommen, desto kleiner wird der Empfängerkreis. Solche Werbung kann keine Breitenwirkung entfalten wie eine für Sonnenschutzcreme oder für Sekt. Lernprozesse werden von der Werbung kaum angeregt, da schon der Einstieg in die Kommunikation für Nichtkenner nahezu unmöglich ist. Die Fachwörter erfüllen bei den technischen Geräten durchaus einen Informationszweck und werden kaum aus Prestigegründen benutzt.

Allerdings wird ein Prestigebedürfnis noch immer auch mit Fachwörtern befriedigt, und seien es scheinbare Fachwörter wie *Aromaentfaltungsrüstung* und *Vakuum-Kaffee*.

Die Fachwörter der Werbung sind zumeist dem Engl. entnommen, doch kommen auch dt. Fachwörter vor;

hochauflösend (Kamera)/*Maus* (eine Lehnübersetzung), *Rechner*, *Speicher* (Computer)/Umdrehungen, *Gußknoten* (Auto)/*Schnellschlagstampfer* (Baumaschine)/*tiefziehende Feinbleche* (Metallverarbeitung)/*Wirbelstromprüfanlage* (Elektronik).

Neu und fremdartig für viele Umworbene, am stärksten wohl für ältere Menschen, sind die Fachwörter aus der Unterhaltungselektronik:

Autoreverse, *Baß-Booster*, *Cinch-Kabel*, *Dolby Surround Pro-Logic Klangprozessor*, *High Speed Dubbing*, *Oversampling*, *Subwoofer-System*, *Antireflex-Kontrastfilterscheibe*, und dem Bereich der Computer: *Hostsysteme*, *Kompatibilitätsmodus*, *Multitasking*, *On Board Memory*, *Parallax-Scrolling*, *super-scalarer RISC-Prozessor*, *Trackball*.

Die Vielfalt der Computer mit ihrem weitgefächerten Zubehör und die Vielzahl der Anbieter haben in den Printmedien Erscheinungen hervorgebracht, die es bisher nicht gegeben hat.

Erstens: in Zeitungen und Zeitschriften gab es bisher keine bestimmte Reihenfolge der Warensorten, Werbung für Parfüm folgte auf Werbung für Flugreisen. In anspruchsvollen Illustrierten kann Werbung für Computer, Unterhaltungsgeräte oder Handtelefone auch heute noch mitten in anderer Werbung auftauchen. In Zeitungen hingegen erscheint die Werbung für diese speziellen Produkte auf separaten Seiten blockartig geschlossen.

Zweitens: Werbung für solche, hochtechnisierten Produkte in hochspezifizierten Termini erscheint auch in Provinzzeitungen und in Prospekten von Supermärkten in kleinen Provinzstädten, so daß es zu einer leicht kuriosen Zusammenstellung wie der folgenden kommen kann: Auf den Anfangsseiten eines Supermarktprospektes wird für Gemüse, Rinderrouladen und Kekse geworben, und auf den letzten Seiten erscheinen elaborierte Texte der folgenden Art:

PS 1 486 DX 33 Personal-Computer Prozessor Intel 80486 DX 33 MHz. 4 MB RAM. 170-MB-Festplatte. 1 Laufwerk 3,5"/11,44 MB. S-VGA Karte (max. 1024 × 768). Vesa-Local-Bus. 2 serielle + 1 paralleler Anschluß. Mouse und Tastatur. Software: MS-Works für Windows 2.0 + Anti-Virus-Programm + Windows 3.1 + MS-DOS 6.01 (Text für einen einzigen Computer).

Das zeigt, daß die teuren und technisch komplizierten Artikel in unserer Zeit den Status gewöhnlicher Gebrauchsgegenstände erreicht haben, wenn auch die Sprache, mit der sie vorgestellt werden, nur von Kennern verstanden wird und an Werbewirkung einbüßt.

4.3. Komplizierung von Artikelnamen

In Deutschland waren 1993 340 000 Produkt-namen registriert (Spiegel 32/1993, 157). Es ist verständlich, wenn die Sprache für die Produktnamen aufs äußerste strapaziert wird. Noch immer gibt es einwortige „romantische“ Namen für Waren, die der Schönheit und Eleganz von Personen dienen und die der Allgemeinsprache entnommen sind: *Safari*, *Laguna* für Parfüms. Inzwischen hilft man sich mit der probeweisen Zusammenstellung von Lauten und Silben im Computer, um Namen zu erhalten, die gut klingen und in entfernter Weise Assoziationen erwecken. Sie haben keine Semantik, aber einfachen Wortcharakter: *Kelts* (Bier), *Vectra*, *Corrado* (Autos) sind so entstanden. Bei technischem Gerät, auch einfachster Natur, sind die Namen manchmal zweigliedrig: *Lamy soft* und *Lamy persona* (Schreibgeräte). Jedoch hat sich die alte Tendenz, Artikelnamen durch Reihen von Zahlen und Buchstaben, oft durch beides, zu differenzieren, in großem Stil durchgesetzt. Die Bestandteile der Namen sind manchmal durch Bindestrich verbunden, manchmal auch nicht, manchmal wechselt der Bindestrich mit bloßer Nebeneinandersetzung: *Pilot HX 235/50 ZR 16* (Reifen)/*High Tech-SAT-Receiver PRD 900 IRD* (Computer). Diese Namen wirken nicht wie Namen, sondern wie innerbetriebliche Bestellzeichen, sie sind für einfache Käufer kaum mündlich benutzbar. Es bedürfte erheblicher Prozesse des Auswendiglernens, wenn jemand die betreffenden Gegenstände leichthin im Laden erwerben wollte. Aber die Mode scheint so beliebt, daß sogar ein einfaches belegtes Brötchen, ein sogenannter Hamburger, *Royal Super TS* genannt wird. Mitunter wird als erstes oder letztes Glied des Namens noch ein Firmenname oder eine Gattungsbezeichnung aufgenommen, so daß die Namen völlig überladen werden: *Pendelsticksäge PST 700 PAE/Rollei Prego Zoom AF* (Kamera)/*Commodore Amiga 600 HD 20* (Computer)/*Braun exact 6 memory universal* (Bartschneider)/*BOSCH Bodenstaubsauger BBS 5010*. Eine extravagante Schreibung: graphische Besonderheiten wie Fettdruck, Hoch- oder Tiefstellung von Namensteilen,

Versalien und Schrägdruck von Buchstaben mitten im Namen, kompliziert die Gebilde in einer Weise, daß sie nicht mehr aussprechbar sind und geradezu kontraproduktiv wirken: *NEC MultiSync ErgoDesign-Monitor/Travel-Mate 4000 E WinDX 2150 Color mit Aktiv-Matrix Display (TFT)/PowerLatch TM-Technologie/i486 TM-SXA-Prozessor* (sämtlich Computer). In dem Gebilde *CorelDRAW! 3.0 Buch* (Buch für Computerbenutzer) ist der Bestandteil *DRAW* kursiv gesetzt, was sich einer mündlichen Kommunikation widersetzt.

4.4. Zunahme englischer Textbestandteile

Der Zustrom engl. Wörter ins Dt. hält in allen öffentlichen Sprachkreisen unvermindert an und hat sich in den letzten Jahrzehnten noch gesteigert. Die Werbung benutzt engl. Wörter und Sätze in einem noch nicht dagewesenen Ausmaß, und zwar in jedem Umfang: als Einzelwörter in alter Tradition für Kleidungsstücke: *shirt, T-shirt, sweatshirt, sportswear, menswear, longchair* (Sofa), *light* als Auszeichnung für viele Lebensmittel, obwohl es das dt. Wort *leicht* gibt; auch als Hybridbildungen: *Snowboard-Stiefel, Rippenbody* (Unterkleid für Damen). Sie flicht mitten in ihre dt. Texte engl. Wörter ein: ein Gegenstand wird *in verschiedenen styles* angeboten, eine Puppe heißt *My girl*, ein Eisenbahnzug *People Mover*. In den Anzeigen kommt es geradezu zu einer Sprachmischung, und das auch in Provinzzeitungen. Plakate in den Städten und Anzeigen tragen mitunter einen engl. Slogan: *The art of walking* (Schuhe)/*In touch with the future* (Sprachlerngerät)/*Too much for me?* (Auto)/*When personality becomes style* (Kleidung)/*You'll love the way we fly* (Fluglinie). Es erscheinen Plakate und in den Zeitungen, auch in der Provinzpresse, Anzeigen, die gänzlich in Engl. abgefaßt sind, ohne ein einziges dt. Wort: *Shoes for men/Taste the adventure/Come to Marlboro country/Come together. So much to enjoy* (sämtlich Zigaretten). Anscheinend messen die Werbungtreibenden den engl. Slogans und den gänzlich engl. Anzeigen einen so hohen werbewirksamen Arroganzeffekt zu, daß sie es in Kauf nehmen, von der Mehrheit kaum verstanden zu werden.

5. Die Rolle der Frau in der Werbung

Trotz vieler Proteste von Feministinnen gegen eine Werbung, die die Frau zum Sexualobjekt herabwürdigt, ist die Emanzipation

der Frau in der Werbung nicht weit gediehen. Gewiß sieht man in den Abbildungen junge, energische, selbstbewußte Frauen, die einem ernsthaften Beruf nachzugehen scheinen, doch noch gibt es die Hausfrau und Mutter, deren einziges Glück darin zu bestehen scheint, daß sie Flecken aus Hemden und Blusen zu waschen und einen blitzsauberen Fußboden zu pflegen weiß. In Fernsehspots werden erotische Beziehungen über Kaffee und Bier angeknüpft. Eine Werbung für Gold und Diamanten stellt geradezu eine Mätresenatmosphäre her, indem sie zeigt, wie ein Mann einer Frau Schmuck schenkt und sie ihn dafür innig küßt. Es gibt vulgäre Anspielungen wie: *Ein Nachthemd braucht sie nicht. Aber einen Schmuckkoffer! Die schnelle Nummer am Telefon* (Speicher für Telefonnummern. Eine *schnelle Nummer* ist ein schneller Coitus. Außerdem taucht die Assoziation an „Telefonsex“ auf)/*Reiß mir mal ne Neue auf* (Zigarette. Gemeint ist die Zigarettenschachtel. Eine *Frau aufreißen* bedeutet: sich ihr in sexueller Absicht nähern). Die Grenze zur Obszönität wird überschritten, wenn gezeigt wird, wie sich ein junger Mann in Unterwäsche auf einem Sessel räkelt, im Hintergrund, offenbar in seiner Phantasie, eine nackte Frau schwebt und der Text lautet: *Sie hat grüne Augen, Grübchen hinter dem Knie und den Kopf voller IQs. Sie kommt in zehn Minuten und bleibt den ganzen Tag. Ich werde mich von meiner besten Seite zeigen und darüber Moonday tragen.*

6. Werbung als Kunst?

In den letzten Jahren ist die Auffassung laut geworden, die heutige Werbung sei nicht nur selbst Kunst, sondern sei an die Stelle der bisherigen Kunst getreten:

„Die Werbung hat heute die Funktion übernommen, die früher die Kunst hatte: die Vermittlung ästhetischer Inhalte ins alltägliche Leben. [...] Die massenkulturellen Ausdrucksformen wie Werbung, Pop-Musik oder Mode sind an die Stelle der früheren Kunst getreten“ (Schirner 1988, 12).

Diese Äußerungen eines Werbefachmannes verraten reines Wunschdenken. Die Werbung, die lediglich ein Subsystem der Massenkommunikation ist (Krüger 1977, 31), verrät zwar über die heutige materielle Produktion und die geistige Einstellung eines Großteils der Gesellschaft sehr viel, ist somit ein erstrangiges kulturelles Phänomen, kann aber niemals zur Kunst werden. Ein Kunstwerk ist die freie Schöpfung eines Individu-

ums, es erträgt keinen unmittelbaren politischen oder ökonomischen Auftrag und schon gar nicht den einen und einzigen Befehl, den die Werbung in jeder ihrer Äußerungen gibt: *Kaufe X!* Werbeinformationen sind ein Gemeinschaftswerk, zumeist anonym hervorgebracht, ein künstlerisches Individuum ist nicht erkennbar, auch gibt es kein Kunstoriginal wie bei jedem anderen Kunstwerk. Sie sind auch trotz der vielfältigen Oberfläche im Grunde alle gleich, sind endlos über die ganze Welt reproduzierbar, bleiben eine gewisse Zeit im Blickpunkt der Öffentlichkeit und verschwinden unwiederbringlich aus ihr. Gewiß sind die Fotografien in den Anzeigen und den Werbespots häufig von künstlerischer Qualität, jedoch der Hauptfaktor der Werbung, die Sprache, ist niemals künstlerisch oder poetisch. Die angepriesenen Gegenstände sind banale Alltagsgegenstände, und die Abbildungen etwa von Lebensmitteln erreichen wegen der erkennbaren Verkaufsabsicht nicht einmal den Status von herkömmlichen Stilleben. Anpreisungen von Autos und von Kräuterquark können *eo ipso* unter keinen Umständen zur Kunst werden. In Anzeigen, noch mehr in Funk und Fernsehen, bedient sich die Werbung hin und wieder bestehender Kunstformen wie Märchen, Witz, Musical, dramatischer Szenen, sie dichtet auch gereimte und ungereimte Verse, sie benutzt Melodien edler Musik von Beethoven und Grieg, aber stets ist das eine Banalisierung und Trivialisierung. Die gedichteten und vertonten Versen der Werbung sind dürrt und meistens albern. Die Topoi der Erfüllung lediglich materieller Wünsche, die Beschränktheit der Thematik, das ungeistige, genormte Menschenbild entfernt sie von jeder Form der Kunst. Niemals kann eine Werbeinformation in die Tiefe einer Persönlichkeit eingreifen, wie das ein Kunstwerk, häufig zu lebenslanger Beschäftigung mit ihm, tun kann. Hinzu kommt das eigenartige Verhältnis zur Realität und zur Wahrheit, in dem die Werbung steht. Ihre Aussagen sind nicht direkt Lüge zu nennen, aber das Empfängerpublikum weiß doch, daß höchstens die Behauptungen über die Bestandteile und Eigenschaften der Ware wahr sein müssen, daß aber alles, was darüber hinausgeht, nicht wahr zu sein braucht. Es ist nicht die Fiktio-

nalität der Kunst, die hinter solchen Aussagen steht, sondern gewöhnliche Übertreibung und Aufschneiderei. Der Anspruch, den Werbemanager erheben, mit ihren Anzeigen oder Filmszenen die Jahrtausende alte Kunst verdrängt zu haben, muß als maßlose Selbstüberschätzung zurückgewiesen werden.

7. Literatur (in Auswahl)

Baumgart, Manuela, Die Sprache der Anzeigenwerbung. Eine linguistische Analyse aktueller Werbeslogans. Heidelberg 1992. (Konsum und Verhalten 37).

Drozd, Lubomir, Fachliche Spezialisierung und Verwissenschaftlichung. In: Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. Soziolinguistik. Ed. by Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Zweiter Halbbd. Berlin/New York 1988. (HSK 3. 2), 1524–1535.

Kloepfer, Rolf/Hanne Landbeck, Ästhetik der Werbung. Der Fernsehspot in Europa als Symptom neuer Macht. Frankfurt/M. 1991. (Fischer Tb 10720).

Kroeber-Riehl, Werner, Strategie und Technik der Werbung. Verhaltenswissenschaftliche Ansätze. Stuttgart/Berlin/Köln 1991.

Krüger, Cordula Andrea, Semantische Strategien der Werbung und ihre pragmatische Bedeutung. Hamburg 1977.

Römer, Ruth, Die Sprache der Anzeigenwerbung. Düsseldorf 1968. 6. Aufl. 1980. (Spr. d. Geg. 4).

Schifko, Peter, Die Werbetexte aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Die Werbung. Handbuch der Kommunikations- und Werbewirtschaft. Bd. 2: Die Werbebotschaften, die Werbemittel und die Werbeträger. Hrsg. von Bruno Tietz. Landsberg/L. 1982, 982–996.

Schirner, Michael, Werbung ist Kunst. München 1988.

Stark, Susanne, Stilwandel von Zeitschriften und Zeitschriftenwerbung. Analyse zur Anpassung des Medienstils an geänderte Kommunikationsbedingungen. Heidelberg 1992. (Konsum und Verhalten 31).

Stolze, Peter, Untersuchungen zur Sprache der Anzeigenwerbung in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Eine Analyse ausgewählter Anzeigen in den 'Leipziger Zeitungen' von 1741–1801. Göttingen 1982. (GAG 375).

Ruth Römer, Bielefeld